

GUSTAV JANOUC

Gespräche mit Kafka

Aufzeichnungen und Erinnerungen



Original

Autor: Gustav Janouch
Titel: Gespräche mit Kafka
Jahr: 1951
Sprache: deutsch

Anmerkungen und Erläuterungen von Alma Urs

Vorlage

Verlag: S. Fischer Frankfurt a. M., 1961
ISBN: —

Version 1.00 beta

Ich habe mir erlaubt die Anmerkungen durchzunummerieren und entsprechende Fußnoten einzufügen.

Dem Andenken meines Vaters

Vorbemerkung

Ich habe den Dichter Franz Kafka im Jahre 1920 kennengelernt.

Im Jahre 1926 beteiligte ich mich mit Ratschlägen an der tschechischen Ausgabe der Erzählung *Die Verwandlung*, welche Ludwig Vrána übersetzte und Josef Florian herausgab.

Für Josef Florian übersetzte ich in den Sommermonaten 1926 sechs Erzählungen aus dem Buche *Ein Landarzt*. Von diesen tschechischen Übersetzungen erschien im Druck aber nur eine, und zwar *Ein Traum*, im Jahre 1929 als Einleitung zu dem Zyklus von sechs Originalradierungen, welche der deutsche Maler Otto Coester über das Thema *Die Verwandlung* schuf.

In dieser Zeit forderte mich Josef Florian auf, meine Tagebucheintragen und Notizen über Franz Kafka zu ordnen und für eine Herausgabe in tschechischer Sprache vorzubereiten.

Ich schrieb also die in Betracht kommenden Tagebuchstellen aus den verschiedenen Heften auf einzelne Blätter, deren tschechische Reinschrift ich Josef Florian übergab. Zu einer Herausgabe meiner Eintragungen kam es aber damals nicht, da ich von Josef Florian abfiel.

Es kamen dann lange Jahre unruhigen Wanderns über mich, welche in das Elend des Zweiten Weltkrieges und die Verwirrung und Unruhe der Gegenwart mündeten. Ich erlebte tödliche Angst, Verfolgung und Kerkerung, tierischen Hunger, Schmutz und Kälte, dumme amtliche Roheit, das Chaos als Prinzip einer scheinbar verständlich organisierten Welt: Kafkas dämmeriges Schattenreich wurde ganz gewöhnliches persönliches Erlebnis des Alltags.

Ich erinnere mich daran, wie er mir einmal sagte: »Es müssen oft sehr lange Jahre vergehen, ehe das Ohr für eine bestimmte Geschichte reif wird. Die Menschen aber müssen – so wie unsere Eltern und überhaupt alles, was wir lieben und fürchten – sterben, damit wir sie richtig begreifen.«

Ich hörte wieder Franz Kafkas Stimme, sah seine Kanzlei, den Schreibtisch, die gelbe Wand des alten Prager Hotels *Zum goldenen Fasan* hinter dem Fenster.

Ich erinnerte mich meiner Handschrift, die ich vor Jahren Josef Florian übergab, suchte zwischen meinen Papieren und Büchern daheim und bei Freunden und fand das tschechisch-deutsche und deutsch-tschechische Konzept der längst schon verlorenen Reinschrift. Aus den seltsam fremden und doch so bekannten Zeilen trat mir mein mehr als zweiundzwanzig Jahre altes Bild entgegen. Vieles war noch unentwickelt. Gerne hätte ich diesen oder jenen Federzug geändert, doch ruhte in den knabenhaft eingebildeten Augen der leicht vorgebeugte Schatten der hohen Gestalt Franz Kafkas.

Daher beschränkte ich mich bloß auf eine Sichtung, Ordnung und Übertragung der alten Erinnerungen.

Prag, Juni 1947

Gustav Janouch

Gespräche mit Kafka

Eines Tages gegen Ende März 1920 sagte mir mein Vater beim Abendessen, ich solle ihn im Laufe des nächsten Vormittags in seiner Kanzlei besuchen.

»Ich weiß, wie oft du die Schule schwänzt, um in die städtische Bibliothek zu gehen«, bemerkte er. »Komme morgen also zu mir. Und ziehe dich anständig an. Wir werden jemanden besuchen.«

Ich fragte, wohin wir zusammen gehen würden.

Es schien mir so, als hätte ihn meine Neugierde unterhalten. Doch eine Auskunft gab er mir nicht.

»Frage nicht«, sagte er. »Sei nicht neugierig und laß dich überraschen.«

Als ich mich dann am nächsten Tage kurz vor Mittag in seiner Kanzlei im dritten Stock der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt¹ einstellte, musterte er mich sorgfältig vom Scheitel bis zur Sohle, öffnete die mittlere Schublade des Schreibtisches, entnahm ihr eine grüne Mappe mit der kalligraphischen Aufschrift *Gustav*, legte sie vor sich hin und betrachtete mich lange.

»Warum stehst du?« fragte er nach einer Weile. »Setz dich.« Der gespannte Ausdruck meines Gesichtes verursachte ein leichtes, schelmisches Zusammenziehen seiner Augenlider. »Fürchte dich nicht, ich will dich nicht ausschimpfen«, begann er freundschaftlich. »Ich will mit dir sprechen wie ein Kamerad mit einem Kameraden. Vergiß, daß ich dein Vater bin, und hör mich an. Du schreibst Gedichte.« Er sah mich an, als würde er mir eine Rechnung vorlegen.

»Wieso weißt du das?« stotterte ich. »Wie hast du das erfahren?«

»Das ist einfach«, sagte der Vater. »Jeden Monat kommt eine große Rechnung für das Licht. Ich forschte nach der Ursache dieses erhöhten Verbrauches, und so entdeckte ich, daß du in deinem Zimmer bis spät in die Nacht hinein Licht hast. Ich wollte wissen, was du da eigentlich treibst, also paßte ich auf. Ich stellte fest, daß du schreibst und schreibst und immer wieder das Geschriebene zerreißt oder schamhaft unten im Pianino versteckst. Ich habe mir die Sachen also eines Vormittags, als du in der Schule warst, angesehen.«

»Und?«

Ich schluckte den Speichel.

»Und nichts«, sagte der Vater. »Ich entdeckte ein schwarzes Heft mit der Aufschrift *Buch der Erfahrungen*. Das interessierte mich. Als ich jedoch feststellte, daß das dein Tagebuch war, legte ich es zur Seite. Ich will dir nicht die Seele ausplündern.«

»Aber die Gedichte hast du gelesen.«

»Ja, die habe ich gelesen. Sie waren in einer dunklen Aktenmappe mit der Aufschrift *Buch der Schönheit*. Vieles war mir unverständlich. Etwas davon muß ich als dumm bezeichnen.«

»Warum hast du es gelesen?«

Ich war siebzehn Jahre alt, und darum war jede Berührung eine Majestätsbeleidigung.

»Warum soll ich es nicht lesen? Warum soll ich deine Arbeit nicht kennenlernen? Einige von den Gedichten haben mir sogar gefallen. Ich hätte gern ein fachliches Urteil aus berufenem Munde gehört. Also habe ich sie abstenographiert und in der Kanzlei auf der Schreibmaschine abgeschrieben.«

»Welche Gedichte hast du abgeschrieben?«

»Alle«, antwortete mein Vater. »Ich achte nicht nur das, was ich verstehe. Ich wollte doch nicht meinen Geschmack, sondern deine Arbeit beurteilen lassen. Darum habe ich alles abgeschrieben und Doktor Kafka zur Beurteilung vorgelegt.«

»Was ist das für ein Doktor Kafka? Du hast nie von ihm gesprochen.«

»Er ist ein guter Freund von Max Brod²«, erklärte der Vater. »Max Brod widmete ihm sein Buch *Tycho Brakes Weg zu Gott*.«

»Das ist also der Dichter der *Verwandlung*«, rief ich aus. »Eine phantastische Erzählung! Du kennst ihn?«

Mein Vater nickte.

»Er ist in unserer Rechtsabteilung.«

»Was sagte er über die Sachen von mir?«

»Er lobte sie. Ich dachte, daß er das nur so meint. Dann ersuchte er mich aber, ich solle ihn mit dir bekannt machen. Ich sagte ihm also, daß du heute kommst.«

»Das ist also der Besuch, von dem du gesprochen hast.«

»Ja, das ist der Besuch, du Kritzler.«

Der Vater führte mich in den zweiten Stock hinunter, wo wir in eine ziemlich große, gut eingerichtete Kanzlei eintraten.

Hinter einem von zwei nebeneinander stehenden Schreibtischen saß ein hoher, schlanker Mann. Er hatte schwarzes, zurückgekämmtes Haar, eine höckerige Nase, wunderbare graublau Augen unter einer auffallend schmalen Stirn und bittersüß lächelnde Lippen.

»Das ist sicher derjenige«, sagte er an Stelle einer Begrüßung.

»Das ist er«, sagte mein Vater.

Doktor Kafka reichte mir die Hand.

»Vor mir brauchen Sie sich nicht zu schämen. Ich habe auch eine große Lichtrechnung.«

Er lachte, und meine Schüchternheit schwand.

»Das ist also der Dichter der geheimnisvollen Wanze Samsa«, sagte ich mir, enttäuscht davon, einen einfachen, zivilen Mann vor mir zu sehen.

»In Ihren Gedichten ist noch viel Lärm«, sagte Franz Kafka, als uns der Vater allein in der Kanzlei zurückließ. »Das ist eine Begleiterscheinung der Jugend, die auf einen Überschuß von Lebenskräften hinweist. Es ist also selbst dieser Lärm schön, obwohl er mit der Kunst nichts gemeinsam hat. Im Gegenteil! Der Lärm stört den Ausdruck. Aber ich bin kein Kritiker. Ich kann mich nicht rasch in etwas verwandeln, dann zu mir zurückkehren und die Entfernung genau abmessen. Wie gesagt – ich bin kein Kritiker. Ich bin nur Gerichteter und Zuschauer.«

»Und der Richter?« fragte ich.

Kafka lächelte verlegen.

»Zwar bin ich auch der Gerichtssaaldiener, doch kenne ich die Richter nicht. Wahrscheinlich bin ich ein ganz kleiner Aushilfsgerichtsdienner. Ich habe nichts Definitives.« Kafka lachte. Ich lachte mit ihm, obwohl ich ihn nicht verstand.

»Definitiv ist nur das Leid«, sagte er ernst. »Wann schreiben Sie?«

Ich war durch diese Frage überrascht, darum antwortete ich schnell: »Abends, in der Nacht. Während des Tages sehr selten. Ich kann während des Tages nicht schreiben.«

»Der Tag ist ein großer Zauber.«

»Es stört mich das Licht, die Fabrik, die Häuser, die Fenster gegenüber. Hauptsächlich aber das Licht. Das Licht lenkt die Aufmerksamkeit ab.«

»Vielleicht lenkt es vom Dunkel des Inneren ab. Es ist gut, wenn das Licht den Menschen überwältigt. Wenn es nicht diese grauensvollen, schlaflosen Nächte gäbe, so würde ich überhaupt nicht schreiben. So wird mir aber immer wieder meine dunkle Einzelhaft bewußt.«

»Ist er nicht selbst die unglückliche Wanze aus der Verwandlung?« fiel mir ein. Ich war froh, daß sich die Tür öffnete und mein Vater eintrat.

*

Kafka hatte große graue Augen unter dichten dunklen Brauen. Sein braunes Gesicht ist sehr lebhaft. Kafka spricht durch sein Gesicht.

Wo er das Wort durch eine Bewegung der Gesichtsmuskeln ersetzen kann, tut er es. Ein Lächeln, Zusammenziehen der Augenbrauen, Kräuseln der schmalen Stirne, Verschieben oder Spitzen der Lippen – das sind Bewegungen, die gesprochene Sätze ersetzen.

Franz Kafka liebt Gesten und darum geht er mit ihnen sparsam um. Seine Geste ist keine das Gespräch begleitende Verdoppelung des Wortes, sondern Wort einer gleichsam selbständigen Bewegungssprache selbst, ein Verständigungsmittel, also keineswegs passiver Reflex, sondern zweckmäßiger Willensausdruck.

Falten der Hände, ausgebreitetes Hinlegen der Handflächen auf die Schreibunterlage des Schreibtisches, behagliches und dabei doch gespanntes Zurückbeugen des Oberkörpers im Stuhl, Vorbeugen des Kopfes in Verbindung mit Hochziehen der Schultern, Pressen der Hand ans Herz – das ist ein kleiner Teil seiner sparsam angewendeten Ausdrucksmittel, die er immer mit einem entschuldigenden Lächeln begleitet, als wollte er sagen: »Es ist wahr, und ich gestehe, daß ich spiele; doch hoffe ich, daß euch mein Spiel gefällt. Und dann – dann mache ich das ja nur, um euer Verständnis auf eine ganz kleine Weile zu gewinnen.«

*

»Doktor Kafka hat dich sehr gern«, sagte ich zu meinem Vater. »Wie seid ihr eigentlich miteinander bekannt geworden?«

»Wir kennen einander aus der Kanzlei«, antwortete mein Vater. »Näher zusammengekommen sind wir erst nach meinem Entwurf der Kartothekschränke. Doktor Kafka hat das Modell, welches ich verfertigte, sehr gefallen. Wir kamen ins Gespräch, und er gestand mir, daß er nachmittags nach den Kanzleistunden bei dem Tischler Kornhäuser in der Poděbradgasse³ in Karolinenthal »Stunden nehme«. Von der Zeit an sprachen wir öfter über persönliche Dinge. Dann gab ich ihm meine Gedichte, und so wurden wir – gute Bekannte.«

»Warum nicht Freunde?« Mein Vater schüttelte den Kopf.

»Für eine Freundschaft ist er zu scheu und zu verschlossen.«

Während meines nächsten Besuches bei Kafka fragte ich: »Gehen Sie noch zu dem Tischler nach Karolinenthal?«

»Sie wissen davon?«

»Mein Vater hat es mir gesagt.«

»Nein, ich gehe schon lange nicht mehr hin. Mein Gesundheitszustand erlaubt es nicht mehr. Seine Majestät der Körper.«

»Das kann ich mir vorstellen. Die Arbeit in der verstaubten Werkstätte ist nichts Angenehmes.«

»Da irren Sie aber. Ich liebe die Arbeit in der Werkstätte. Der Geruch des gehobelten Holzes, das Singen der Säge, die Hammerschläge, alles bezauberte mich. Der Nachmittag schwand nur so dahin. Der Abend setzte mich immer in Erstaunen.«

»Da waren Sie sicherlich müde.«

»Ich war müde, aber auch glücklich. Es gibt nichts Schöneres als so ein reines, greifbares, allgemein nützliches Handwerk. Außer der Tischlerei habe ich schon in der Landwirtschaft und in der Gärtnerei gearbeitet. Das war alles viel schöner und wertvoller als der Frondienst in der Kanzlei. Anscheinend ist man da etwas Höheres, Besseres; aber das ist eben nur Anschein. In Wirklichkeit ist man bloß einsamer und darum unglücklicher. Das ist alles. Intellektuelle Arbeit reißt den Menschen aus der menschlichen Gemeinschaft. Das Handwerk dagegen führt ihn zu den Menschen. Schade, daß ich nicht mehr in der Werkstatt oder im Garten arbeiten kann.«

»Sie möchten doch nicht Ihren Posten hier aufgeben?«

»Warum nicht? Ich träumte davon, daß ich als Landarbeiter oder Handwerker nach Palästina gehe.«

»Sie würden alles hier zurücklassen?«

»Alles, um ein sinnvolles Leben in Sicherheit und Schönheit zu finden. Kennen Sie den Dichter Paul Adler⁴?«

»Ich kenne nur sein Buch *Zauberflöte*.«

»Er ist in Prag. Mit seiner Frau und den Kindern.«

»Was hat er für einen Beruf?«

»Gar keinen. Er hat keinen Beruf, sondern nur seine Berufung. Mit seiner Frau und den Kindern fährt er von einem Freund zum anderen. Ein freier Mensch und Dichter. Ich bekomme in seiner Nähe immer Gewissensbisse, daß ich mein Leben in einer Kanzleiexistenz ertrinken lasse.«

*

Im Mai 1921 schrieb ich ein Sonett, das Ludwig Winder⁵ in der Sonntagsbeilage der *Bohemia* veröffentlichte.

Kafka sagte bei dieser Gelegenheit: »Sie beschreiben den Dichter als einen wunderbar großen Menschen, dessen Füße sich auf der Erde befinden, während der Kopf in den Wolken schwindet. Das ist natürlich ein ganz gewöhnliches Bild im Vorstellungsrahmen der kleinbürgerlichen Konvention. Es ist eine Illusion verborgener Wünsche, die mit der Wirklichkeit nichts Gemeinsames hat. In Wirklichkeit ist der Dichter immer viel kleiner und schwächer als der gesellschaftliche Durchschnitt. Er empfindet darum die Schwere des Erdendaseins viel intensiver und stärker als die anderen Menschen. Sein Gesang ist für ihn persönlich nur ein Schreien. Die Kunst ist für den Künstler ein Leid, durch das er sich für ein neues Leid befreit. Er ist kein Riese, sondern nur ein mehr oder weniger bunter Vogel im Käfig seiner Existenz.«

»Sie auch?« fragte ich.

»Ich bin ein ganz unmöglicher Vogel«, sagte Franz Kafka. »Ich bin eine Dohle – eine kavka. Der Kohlenhändler im Teinhof hat eine. Haben Sie sie gesehen?«

»Ja, sie läuft vor dem Geschäft herum.«

»Ja, meiner Verwandten geht es besser als mir. Es ist zwar wahr, sie hat die Flügel beschnitten. In meinem Falle war es aber überhaupt nicht notwendig, da meine Flügel verkümmert sind. Aus diesem Grunde gibt es für mich keine Höhen und Weiten. Verwirrt hüpfte ich zwischen den Menschen herum. Sie betrachten mich voller Mißtrauen. Ich bin doch ein gefährlicher Vogel, ein Dieb, eine Dohle. Das ist aber nur Schein. In Wirklichkeit fehlt mir der Sinn für glänzende Dinge. Aus dem Grunde habe ich nicht einmal glänzende schwarze Federn. Ich bin grau wie Asche. Eine Dohle, die sich danach sehnt, zwischen den Steinen zu verschwinden. Aber das ist nur so ein Scherz, damit Sie nicht merken, wie schlecht es mir heute geht.«

*

Ich erinnere mich nicht mehr daran, wie oft ich bei Franz Kafka in der Kanzlei war. An eines erinnere ich mich jedoch ganz genau: An seine Körperhaltung, wenn ich – eine halbe oder eine ganze Stunde vor Schluß der Amtsstunden – die Tür im zweiten Stock der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt öffnete.

Er saß hinter dem Schreibtisch, den Kopf nach rückwärts gebeugt, die Beine ausgestreckt, die Hände lose auf der Tischplatte. Fillas Bild *Dostojewskis Leser* erfaßt ein wenig die Pose, welche er einnahm. Es war hier eine große Ähnlichkeit zwischen Fillas Bild und Franz Kafkas Körperhaltung. Doch das war nur etwas rein Äußerliches. Hinter der formalen Ähnlichkeit war eine große innere Verschiedenheit.

Fillas Leser war durch etwas überwältigt, wogegen Kafkas Körperhaltung eine gewollte, und darum sieghafte Hingabe ausdrückte. Die schmalen Lippen umgab ein dünnes Lächeln, welches viel mehr der rührende Abglanz einer entfernten fremden Freude als ein Ausdruck eigenen Frohseins war. Die Augen sahen den Menschen immer ein wenig von unten an. Franz Kafka hatte so eine seltsame Haltung, als möchte er seine schlanke Größe entschuldigen. Seine ganze Gestalt sah aus, als möchte sie sagen: »Ich bin, bitte, ganz unwichtig. Sie machen mir eine große Freude, wenn Sie mich übersehen.«

Er sprach mit einer schütterten, verschleierten Baritonstimme, welche bewunderungswürdig melodios war, obwohl sie nie die Mittellage von Kraft und Höhe verließ. Stimme, Gebärde und Blick, alles strahlte die Ruhe des Verstehens und der Güte aus.

Er sprach tschechisch und deutsch. Jedoch mehr deutsch. Dabei hatte sein Deutsch einen harten Akzent, ähnlich demjenigen, der das Deutsch der Tschechen charakterisiert. Aber das ist nur eine entfernte, ungenaue Ähnlichkeit. In Wirklichkeit war es doch ganz anders.

Dieser tschechische Akzent des Deutsch, an den ich denke, ist scharf. Die Sprache klingt zerhackt. Diesen Eindruck machte aber Kafkas Sprache nie. Sie wirkte eckig durch die innere Spannung: jedes Wort ein Stein. Seine Härte der Sprache wurde durch die Sehnsucht nach Abgemessenheit und Genauigkeit verursacht. Sie wurde also durch aktive persönliche Eigenschaften und nicht durch passive Gruppenmerkmale bedingt.

Seine Sprache ähnelte seinen Händen.

Er hatte große starke Hände, breite Handflächen, schlanke feine Finger mit flachen spatenförmigen Fingernägeln und hervortretenden, dabei aber sehr zarten Gliedern und Knöcheln.

Wenn ich mich an Kafkas Stimme, sein Lächeln und seine Hände erinnere, fällt mir immer eine Bemerkung meines Vaters ein.

Er sagte: »Kraft in Verbindung mit einer ängstlichen Feinheit; Kraft, für die alles Kleine eben das schwerste ist.«

*

Etwa drei Wochen nach der ersten Begegnung mit Franz Kafka kam es zum ersten Spaziergang mit ihm.

Er sagte mir in der Kanzlei, ich solle auf ihn um vier Uhr beim Hus-Denkmal auf dem Altstädter Ring warten, er werde mir ein Heft mit Gedichten, das ich ihm borgte, bringen.

Ich war zur angegebenen Zeit am vereinbarten Ort, aber Franz Kafka kam fast eine ganze Stunde später.

Er entschuldigte sich: »Nie kann ich eine Vereinbarung genau einhalten. Immer komme ich zu spät. Ich will die Zeit beherrschen, ich habe den aufrichtigen guten Willen, die Vereinbarung der Zusammenkunft einzuhalten, aber die Umwelt oder mein Körper zerbricht immer diesen Willen, um mir meine Schwäche zu beweisen. Das ist wahrscheinlich auch die Wurzel meiner Krankheit.«

Wir gingen um den Altstädter Ring.

Kafka sagte, daß einige meiner Gedichte veröffentlicht werden könnten. Er wollte sie Otto Pick⁶ geben.

»Ich habe mit ihm darüber schon gesprochen«, sagte er.

Ich ersuchte ihn, die Gedichte nicht zu veröffentlichen.

Kafka blieb stehen.

»Sie schreiben also nicht darum, um die Sachen zu veröffentlichen?«

»Nein. Es sind nur Versuche, ganz bescheidene Versuche, mit denen ich mir beweisen will, daß ich nicht ganz dumm bin.«

Wir setzten den Spaziergang fort. Franz Kafka »stellte mir das Geschäft und das Haus seiner Eltern vor«.

»Sie sind also reich«, sagte ich. Franz Kafka verzog den Mund. »Was ist Reichtum? Für jemanden ist ein altes Hemd schon Reichtum. Ein anderer ist mit zehn Millionen arm. Reichtum ist etwas ganz Relatives und Unbefriedigendes. Im Grunde ist es nur eine besondere Situation. Reichtum bedeutet eine Abhängigkeit von Dingen, die man besitzt und die man durch neuen Besitz, durch neue Abhängigkeiten vor dem Dahinschwinden schützen muß. Es ist nur eine materialisierte Unsicherheit. Aber – das gehört meinen Eltern, nicht mir.«

Der erste Spaziergang mit Franz Kafka endete in dieser Weise:

Wir waren auf unserem Rundgange wieder zum Kinsky-Palais gekommen, als aus dem Geschäft mit der Firmentafel HERMANN KAFKA ein hoher breiter Mann in einem dunklen Überzieher und mit glänzendem Hut herauskam. Er blieb etwa fünf Schritte vor uns stehen und erwartete uns. Als wir uns drei Schritte näherten, sagte der Mann sehr laut: »Franz. Nach Hause. Die Luft ist feucht.«

Kafka sagte mit seltsam leiser Stimme: »Mein Vater. Er hat Sorge um mich. Liebe hat oft das Gesicht der Gewalt. Leben Sie wohl. Sie kommen zu mir.«

Ich nickte. Franz Kafka ging, ohne mir die Hand zu reichen.

*

Ich war gerade bei Franz Kafka in der Kanzlei zu Besuch, als er von der Post ein Belegexemplar seiner Erzählung *In der Strafkolonie* bekam.

Kafka öffnete den grauen Umschlag, ohne den Inhalt zu kennen. Als er aber das schwarzgrün gebundene Buch aufschlug und seine Arbeit erkannte, geriet er sichtlich in Verlegenheit. Er öffnete die Schublade des Tisches, sah mich an, schloß die Lade und reichte mir das Buch.

»Sicherlich wollen Sie das Buch sehen.«

Ich antwortete mit einem Lächeln, öffnete den Band, betrachtete flüchtig Satz und Papier und gab ihm das Buch zurück, da ich seine Nervosität spürte.

»Es ist sehr schön ausgestattet«, bemerkte ich. »Wirklich ein repräsentativer Drugulindruck. Sie können zufrieden sein, Herr Doktor.«

»Das bin ich aber wirklich nicht«, sagte Franz Kafka und schob den Band achtlos in die Lade, welche er abschloß. »Die Veröffentlichung eines Gekritzels von mir beunruhigt mich immer.«

»Warum lassen Sie es also drucken?«

»Das ist es eben! Max Brod, Felix Weltsch⁷, alle meine Freunde bemächtigen sich immer irgendeiner Sache, die ich geschrieben habe, und überraschen mich dann mit dem fertigen Verlagsvertrag. Ich will ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten, und so kommt es zum Schluß zur Herausgabe von Dingen, die eigentlich nur ganz private Aufzeichnungen oder Spielereien sind. Persönliche Belege meiner menschlichen Schwäche werden gedruckt und sogar verkauft, weil meine Freunde, mit Max Brod an der Spitze, es sich in den Kopf gesetzt haben, daraus Literatur zu machen, und ich nicht die Kraft besitze, diese Zeugnisse der Einsamkeit zu vernichten.«

Nach einer kleinen Pause sprach er mit veränderter Stimme: »Was ich hier sagte, ist natürlich nur eine Übertreibung und kleine Boshaftigkeit meinen Freunden gegenüber. In Wirklichkeit bin ich schon so verdorben und schamlos, daß ich selbst an der Herausgabe dieser Dinge mitarbeite. Um meine Schwäche zu entschuldigen,

mache ich die Umwelt stärker, als sie in Wirklichkeit ist. Das ist natürlich ein Betrug. Ich bin eben Jurist. Darum kann ich vom Bösen nicht loskommen.«

*

Jugend bezauberte Franz Kafka. Seine Erzählung *Der Heizer* ist voller Sanftmut und Ergriffenheit. Ich sagte ihm das, als wir zusammen die tschechische Übersetzung Milena Jesenskás⁸, welche in der literarischen Zeitschrift Kmen [Der Stamm] erschienen war, durchsprachen.

»In der Erzählung ist so viel Sonne und gute Stimmung. Es ist da so viel Liebe – obwohl von ihr überhaupt nicht gesprochen wird.«

»Die ist nicht in der Erzählung, sondern im Gegenstand des Erzählens, in der Jugend«, bemerkte Franz Kafka ernst. »Die ist voll Sonne und Liebe. Die Jugend ist glücklich, weil sie die Fähigkeit besitzt, Schönheit zu sehen. Wenn diese Fähigkeit verlorengeht, beginnt trostloses Alter, Verfall, das Unglück.«

»Alter schließt also jede Möglichkeit von Glück aus?«

»Nein, das Glück schließt das Alter aus.« Lächelnd beugte er den Kopf nach vorn, als ob er ihn zwischen den hochgezogenen Schultern verbergen wollte. »Wer die Fähigkeit, Schönheit zu sehen, behält, der altert nicht.«

Lächeln, Körperhaltung und Stimme erinnerten an einen stillen, vergnügten Jungen. »Im *Heizer* sind Sie also sehr jung und glücklich.«

Ich hatte diesen Satz noch nicht beendet, als sich sein Gesichtsausdruck verdüsterte.

Der Heizer ist sehr gut«, beeilte ich mich zu bemerken, aber Franz Kafkas große dunkelgraue Augen waren voll Trauer.

»Am besten spricht man über ferne Dinge. Die sieht man am besten. *Der Heizer* ist die Erinnerung an einen Traum, an etwas, was vielleicht nie Wirklichkeit war. Karl Roßmann ist nicht Jude. Wir Juden werden aber schon alt geboren.«

*

Bei einer anderen Gelegenheit, als ich Doktor Kafka einen Fall jugendlicher Kriminalität erzählte, kamen wir im Gespräch wieder auf die Erzählung *Der Heizer*.

Ich fragte, ob die Gestalt des sechzehnjährigen Karl Roßmann nach einer Vorlage gezeichnet sei.

Franz Kafka sagte: »Ich hatte viele und keine Vorlage. Aber das ist ja alles schon Vergangenheit.«

»Die Gestalt des jungen Roßmann sowie die des Heizers sind so lebendig«, meinte ich.

Kafkas Miene verdüsterte sich.

»Das ist nur ein Nebenprodukt. Ich zeichnete keine Menschen. Ich erzählte eine Geschichte. Das sind Bilder, nur Bilder.«

»Dann muß es doch eine Vorlage geben. Die Vorbedingung des Bildes ist das Sehen.«

Kafka lächelte.

»Man fotografiert Dinge, um sie aus dem Sinn zu verscheuchen. Meine Geschichten sind eine Art von Augenschließen.«

*

Gespräche über seine Bücher waren immer sehr kurz.

»Ich habe *Das Urteil* gelesen.«

»Hat es Ihnen gefallen?«

»Gefallen? Das Buch ist schrecklich!«

»Das ist richtig.«

»Ich möchte wissen, wie Sie dazu kamen. Die Widmung ›Für F.‹⁹ ist sicherlich nicht nur eine Formalität. Bestimmt wollten Sie mit dem Buche jemandem etwas sagen. Ich möchte gerne den Zusammenhang kennen.«

Kafka lächelte verlegen.

»Ich bin unverschämt. Verzeihen Sie.«

»Sie müssen sich nicht entschuldigen. Der Mensch liest, um zu fragen. *Das Urteil* ist das Gespenst einer Nacht.«

»Wieso?«

»Es ist ein Gespenst«, wiederholte er mit hartem Blick in die Ferne.

»Sie haben es doch geschrieben.«

»Das ist nur die Feststellung und dadurch vollbrachte Abwehr des Gespenstes.«

*

Mein Freund Alfred Kämpf aus Altsattl bei Falkenau, den ich in Elbogen kennenlernte, bewunderte Kafkas Erzählung *Die Verwandlung*. Er nannte den Verfasser ›einen neuen, tieferen und darum wertvolleren Edgar Allan Poe«. Auf einem Spaziergang um den Altstädter Ring erzählte ich Franz Kafka von diesem seinem neuen Bewunderer, fand aber weder Interesse noch Verständnis. Im Gegenteil: Kafkas Gesichtsausdruck verriet, daß ihm ein Gespräch über sein Buch unangenehm sei. Ich war aber von einer Sucht nach Entdeckungen erfüllt und darum taktlos.

»Der Held der Erzählung heißt Samsa«, sagte ich. »Das klingt wie ein Kryptogramm für Kafka. Fünf Buchstaben hier wie dort. Das S im Worte Samsa hat dieselbe Stellung wie das K im Worte Kafka. Das A –«

Kafka unterbrach mich.

»Es ist kein Kryptogramm. Samsa ist nicht restlos Kafka. *Die Verwandlung* ist kein Bekenntnis, obwohl es – im gewissen Sinne – eine Indiskretion ist.«

»Das weiß ich nicht.«

»Ist es vielleicht fein und diskret, wenn man über die Wanzen der eigenen Familie spricht?«

»Das ist natürlich in der guten Gesellschaft nicht üblich.«

»Sehen Sie, wie unanständig ich bin?«

Kafka lachte. Er wollte das Thema des Gespräches erledigen. Das wollte ich aber nicht.

»Ich denke, daß eine Bewertung ›anständig‹ oder ›unanständig‹ hier nicht richtig ist«, sagte ich. »*Die Verwandlung* ist ein schrecklicher Traum, eine schreckliche Vorstellung.«

Kafka blieb stehen.

»Der Traum enthüllt die Wirklichkeit, hinter der die Vorstellung zurückbleibt. Das ist das Schreckliche des Lebens – das Erschütternde der Kunst. Jetzt muß ich aber schon heimgehen.«

Er verabschiedete sich kurz.

Vertrieb ich ihn? Ich schämte mich.

*

Wir sahen einander vierzehn Tage nicht. Ich nannte ihm die Bücher, welche ich inzwischen ›verschlungen‹ hatte. Kafka lächelte: »Aus dem Leben kann man verhältnismäßig leicht so viel Bücher herausheben, doch aus Büchern so wenig, ganz wenig Leben.«

»Literatur ist also ein schlechtes Konservierungsmittel«, sagte ich.

Er lachte und nickte.

*

Ich überraschte Franz Kafka in der Kanzlei beim Studium eines Prospektes der Reclam-Bücherei.

»Ich berausche mich an Buchtiteln«, sagte Kafka. »Bücher sind ein Narkotikum.«

Ich öffnete meine Aktentasche und zeigte ihm den Inhalt.

»Ich bin ein Haschischesser, Herr Doktor.«

Kafka staunte. »Lauter neue Bücher!«

Ich entleerte die Aktentasche auf seinen Schreibtisch. Kafka nahm ein Buch nach dem anderen, blätterte in ihm, las – ab und zu – eine Stelle und reichte mir den Band.

Als er alle Bücher durchgesehen hatte, fragte er mich: »Das werden Sie alles lesen?«

Ich nickte.

Kafka verzog die Lippen.

»Sie beschweren sich zu sehr mit Eintagsfliegen. Die Mehrzahl dieser modernen Bücher sind nur flackernde Spiegelungen des Heute. Das erlischt sehr rasch. Sie sollten mehr alte Bücher lesen. Klassiker. Goethe. Das Alte kehrt seinen innersten Wert nach außen – die Dauerhaftigkeit. Das Nur-Neue ist die Vergänglichkeit selbst. Die ist heute schön, um morgen lächerlich zu erscheinen. Das ist der Weg der Literatur.«

»Und die Dichtung?«

»Die Dichtung wandelt das Leben. Das ist manchmal noch ärger.«

Anklopfen. Mein Vater trat ein.

»Mein Herr Sohn belästigt Sie wieder.«

Kafka lachte: »O nein! Wir unterhalten uns über Teufel und Dämonen.«

*

Kafka bemerkte meine Unausgeschlafenheit. Wahrheitsgemäß sagte ich ihm, daß ›es mich so packte, daß ich bis morgens geschrieben habe‹.

Kafka legte seine großen, wie holzgeschnitzten Hände auf die Tischplatte und meinte langsam: »Das ist ein großes Glück, wenn man die innere Bewegung so glatt nach außen stoßen kann.«

»Es war wie ein Rausch. Ich habe noch nicht gelesen, was ich eigentlich geschrieben habe.«

»Natürlich. Das Geschriebene ist ja nur Schlacke des Erlebnisses.«

*

Mein Freund Ernst Lederer¹⁰ schrieb Gedichte mit besonderer heller blauer Tinte auf dekorativen Bogen handgeschöpften Papiers.

Ich erzählte davon Kafka.

Er bemerkte: »Das ist richtig. Jeder Magier hat sein eigenes Zeremoniell. Haydn komponierte – beispielsweise – nur in feierlich gepudelter Perücke. Das Schreiben ist eben eine Art von Geisterbeschwörung.«

*

Franz Kafka forderte mich einigemal auf, ihm etwas von meinem »ungereimten Geschreibsel« – wie ich mich ausdrückte – zur Ansicht zu bringen. Ich durchsuchte also mein Tagebuch nach geeigneten Absätzen, die ich zu einer Sammlung kleiner Prosastücke zusammenstellte, mit dem Titel *Der abgrundtiefe Augenblick* versah und Kafka vorlegte.

Er gab mir die Handschrift erst nach einigen Monaten zurück, als er sich zur Reise in das Sanatorium Tatranské Matlyary vorbereitetete.

Er sagte bei dieser Gelegenheit: »Ihre Erzählungen sind so rührend jung. Sie sagen viel mehr von den Eindrücken, die die Dinge in Ihnen erwecken, als von den Geschehnissen und Gegenständen selbst. Das ist Lyrik. Sie streicheln die Welt, anstatt sie zu erfassen.«

»Was ich geschrieben habe ist also nichts wert?«

Kafka ergriff meine Hand.

»Das habe ich nicht gesagt. Sicher haben diese kleinen Erzählungen einen Wert für Sie. Jedes geschriebene Wort ist ein persönliches Dokument. Aber Kunst –«

»Kunst ist das nicht«, ergänzte ich bitter.

»Das ist *noch* nicht Kunst«, sagte Kafka bestimmt. »Dieses Äußern der Eindrücke und Gefühle ist eigentlich ein ängstliches Abtasten der Welt. Die Augen sind noch traumbeschattet. Das wird aber mit der Zeit schon verschwinden, und die tastend ausgestreckte Hand wird vielleicht zurückzucken, als hätte sie ins Feuer gegriffen. Vielleicht werden Sie aufschreien, zusammenhanglos stammeln oder die Zähne zusammenbeißen und die Augen weit, ganz weit aufmachen. Aber – das sind alles nur Worte. Die Kunst ist immer eine Angelegenheit der ganzen Persönlichkeit. Darum ist sie im Grunde tragisch.«

*

Franz Kafka zeigte mir den Fragebogen einer Enquête über die Literatur, welche, denke ich, von Otto Pick für die literarische Sonntagsbeilage der *Prager Presse* veranstaltet wurde.

Er wies mit dem Zeigefinger auf die Frage »Was können Sie über Ihre literarischen Zukunftspläne sagen?« und lächelte: »Das ist dumm. Darauf kann man gar nicht antworten.«

Ich sah ihn verständnislos an.

»Kann man vorhersagen, wie das Herz in der nächsten Zeit schlagen wird? Nein, das ist nicht möglich. Die Feder ist aber nur ein seismographischer Griffel des Herzens. Erdbeben lassen sich damit festhalten, aber nicht vorhersagen.«

*

Ich kam zu Doktor Kafka in die Kanzlei. Er war gerade im Weggehen, als ich eintrat.

»Sie gehen weg?«

»Nur auf einen Augenblick, zwei Stockwerke höher in die Abteilung Ihres Vaters. Setzen Sie sich und warten Sie auf mich. Es wird nicht lange dauern. Vielleicht schauen Sie inzwischen in diese neue Zeitschrift. Die Post brachte sie gestern.«

Es war die erste Nummer einer großen, repräsentativen, in Berlin erscheinenden Revue. Sie hieß *Marsyas*. Der Herausgeber war Theodor Tagger¹¹. Inliegend war ein Prospekt, in welchem unter den Anzeigen neuer versprochener Werke auch eine Arbeit *Theoretische Prosa* von Franz Werfel angekündigt war.

Das war ein Freund Kafkas, darum fragte ich ihn nach seiner Rückkehr in die Kanzlei, ob er etwas von dieser Sache wisse.

»Ja«, sagte Franz Kafka kurz. »Werfel sagte zu Max, daß das eine Erfindung des Herausgebers sei.«

»Das darf man? Das ist doch eine Lüge.«

»Das ist Literatur«, bemerkte Doktor Kafka lächelnd. »Flucht vor der Wirklichkeit.«

»Dichtung ist also Lüge?«

»Nein. Dichtung ist Verdichtung, eine Essenz. Literatur ist dagegen Auflösung, ein Genußmittel, das das unbewußte Leben erleichtert, ein Narkotikum.«

»Und Dichtung?«

»Dichtung ist das gerade Gegenteil. Dichtung erweckt.«

»Dichtung tendiert also zur Religion.«

»Das würde ich nicht sagen. Zum Gebet aber sicherlich.«

*

Ich zeigte Franz Kafka den Entwurf eines Dramas über ein biblisches Thema.

»Was werden Sie damit machen?« fragte er.

»Ich weiß nicht. Der Stoff gefällt mir, aber die Bearbeitung . . . Ein Ausführen des Entwurfs käme mir jetzt vor wie eine Art von Schneiderarbeit.«

Kafka reichte mir die Handschrift.

»Sie haben recht. Nur das Geborene lebt. Alles andere ist eitel: Literatur ohne Existenzberechtigung.«

*

Auf der vierten Seite des gelblichen Vorsatzpapiers in meinem Exemplar des Buches *Ein Landarzt* befindet sich folgende Eintragung: »Literatur bemüht sich, die Dinge in ein angenehmes, gefälliges Licht zu stellen. Der Dichter ist aber gezwungen, die Dinge in das Bereich der Wahrheit, Reinheit und Dauer emporzuheben. Literatur sucht Bequemlichkeit. Der Dichter aber ist ein Glücksucher, und das ist alles andere, nur nicht bequem.«

Ich weiß nicht, ob es sich hier um die Fixierung eines Ausspruches Franz Kafkas, oder um eine von mir formulierte Eintragung eines Gesprächsergebnisses handelt.

*

Ich begrüßte Kafka nach seiner Rückkehr von einem kurzen Besuch bei seinem Schwager¹² auf dem Lande: »Nun sind wir wieder daheim.«

Kafka lächelte wehmütig.

»Daheim? Ich wohne bei meinen Eltern. Das ist alles. Zwar habe ich ein eigenes kleines Zimmer, das ist aber keine Heimat, sondern nur eine Zufluchtsstätte, wo ich meine innere Unruhe verbergen kann, um ihr noch mehr zu verfallen.«

Ich erzählte Kafka von der Aufführung zweier, stilistisch ganz verschiedener Einakter¹³ von Walter Hasenclever und Arthur Schnitzler, die ich im Neuen Deutschen Theater gesehen hatte.

»Die Vorstellung war nicht ausgeglichen«, sagte ich, meinen Bericht abschließend. »Der Expressionismus des einen Stückes drang in den Realismus des anderen und umgekehrt. Wahrscheinlich hat man dem Studium nicht genug Zeit gewidmet.«

»Das ist möglich«, meinte Kafka. »Die Lage des deutschen Theaters in Prag ist sehr schwierig. In seiner Gesamtheit ist es ein großer Komplex von finanziellen und menschlichen Verbindlichkeiten, dem nicht das entsprechende große Publikum zur Verfügung steht. Es ist eine Pyramide ohne Basis. Die Schauspieler sind Spielleitern untergeordnet, welche von der Direktion gelenkt werden, die dem Ausschuß des Theatervereins verantwortlich ist. Das ist eine Kette, der das abschließende, alles zusammenhaltende Glied fehlt. Es gibt hier kein richtiges Deutschtum und darum auch kein verlässliches, ständiges Publikum. Die deutschsprechenden Juden in den Logen und auf den Parkettsitzen sind doch keine Deutschen, und die nach Prag kommenden deutschen Studenten auf den Baikonen und Galerien, das sind nur Vorposten einer vordringenden Macht, Feinde – nicht Zuhörer. Unter solchen Bedingungen kann man natürlich zu keinem ernsten Kunstschaffen gelangen. Die Kräfte nützen sich ab an Nebensächlichkeiten. Was übrigbleibt, ist Bemühung, Anstrengung, die fast nie das Ziel einer guten Wirkung erreichen. Ich gehe darum nicht ins Theater. Es ist zu traurig.«

*

Im Deutschen Theater¹⁴ spielte man das Drama *Der Sohn* von Walter Hasenclever.

Franz Kafka sagte: »Die Revolte des Sohnes gegen den Vater ist ein uraltes Thema der Literatur und ein noch älteres Problem der Welt. Es werden darüber Dramen und Tragödien geschrieben, in Wirklichkeit ist es aber ein Komödienstoff. Das hat der Irländer Synge richtig erkannt. In seinem Drama *Der Held des Westens* ist der Sohn ein jugendlicher Schwätzer, der prahlt, seinen Vater erschlagen zu haben. Dann kommt aber der Alte und macht den jungen Bezwingen der väterlichen Autorität unmöglich.«

»Wie ich sehe, stehen Sie dem Kampf der Jugend gegen das Alter sehr skeptisch gegenüber«, bemerkte ich. Kafka lächelte.

»Meine Skepsis ändert doch nichts an der Tatsache, daß dieser Kampf eigentlich nur ein Scheinkampf ist.«

»Wieso – Scheinkampf?«

»Das Alter ist die Zukunft der Jugend, die sie früher oder später erreichen muß. Wozu also kämpfen? Um ein schnelleres Altwerden? Um einen rascheren Abgang?« Das Eintreten eines Beamten unterbrach das Gespräch.

*

Im Deutschen Theater gastierte der Wiener Hofschauspieler Rudolf Schildkraut in dem Drama *Der Gott der Rache* von Schalom Asch.

Wir sprachen darüber mit Kafka.

»Rudolf Schildkraut¹⁵ ist ein anerkannter großer Schauspieler«, sagte Franz Kafka. »Ist er aber ein großer jüdischer Schauspieler? Ich glaube, daß das zweifelhaft ist. Schildkraut spielt jüdische Gestalten in jüdischen Theaterstücken. Da er aber nicht ausschließlich jüdisch für Juden, sondern deutsch für jedermann spielt, ist er kein ausgesprochener jüdischer Schauspieler. Er ist eine Randerscheinung, ein Mittler, der einen Blick in die Intimität des jüdischen Lebens ermöglicht. Er erweitert den Horizont der Nichtjuden, ohne die Existenz der Juden eigentlich zu klären. Das machen nur die armen jüdischen Schauspieler, die für Juden jüdisch spielen. Die blasen durch ihre Kunst die Ablagerungen fremden Lebens vom Wesen der Juden hinweg, stellen das verborgene, in die Vergessenheit versinkende jüdische Gesicht in ein helles, offenes Licht und festigen so den Menschen im Trubel der Zeit.«

Ich erzählte davon, wie ich gegen Ende des Krieges in dem kleinen Kaffeehaus *Savoy* auf dem Geisplatz zwei Vorstellungen jüdischer Wander-Schauspieler besucht hatte. Kafka war sehr erstaunt.

»Wie kamen Sie dorthin?«

»Mit meiner Mutter. Die lebte lange Zeit in Polen.«

»Und wie gefiel Ihnen das Theater?«

Ich zuckte die Achseln.

»Ich erinnere mich nur, daß ich die Sprache fast überhaupt nicht verstanden habe. Es wurde im Jargon gespielt. Meiner Mutter gefielen aber die Schauspieler.«

Kafka sah in die Ferne.

»Ich kannte jüdische Schauspieler im Kaffeehaus *Savoy*. Das war etwa vor zehn Jahren. Mir machte ihre Sprache auch gewisse Schwierigkeiten. Dann entdeckte ich, daß ich mehr jiddisch verstehe, als ich ahnte.«

»Meine Mutter spricht fließend jiddisch«, sagte ich stolz. Ich erzählte ihm, wie ich als sechsjähriges Kind mit meiner Mutter in die Schwarzgasse des Judenviertels in Przemysl kam. Wie aus alten Häusern und dunklen Kramläden Männer und Frauen herausliefen, meiner Mutter die Hände und den Rocksäum küßten, lachten und weinten und »Unsere gute Frau! Unsere gute Frau« riefen. Ich erfuhr später, daß meine Mutter während Pogromunruhen viele Juden in ihrem Hause verborgen hatte.

Franz Kafka sagte, als ich das Erzählen dieser Erinnerungen beendete: »Und ich möchte zu diesen armen Juden des Ghetto hinlaufen, ihnen den Rocksäum küssen und nichts, gar nichts sagen. Ich wäre vollkommen glücklich, wenn sie stillschweigend meine Nähe ertragen würden.«

»So einsam sind Sie?« fragte ich.

Kafka nickte.

»Wie Kaspar Hauser?« bemerkte ich.

Kafka lachte: »Viel ärger als Kaspar Hauser. Ich bin einsam – wie Franz Kafka.«

*

Während eines Spazierganges rund um den Altstädter Ring sprachen wir über das Theaterstück *Die Fälscher* von Max Brod. Ich erklärte Kafka, wie ich mir die Regie vorstelle. Wir kamen im Gespräch bis zu der Stelle, wo das Eintreten einer Frau die ganze Situation ändert. Ich wollte, daß die Personen auf der Bühne vor der Eintretenden langsam zurückweichen, aber Kafka stimmte dem nicht bei.

»Alles muß wie vom Blitz getroffen zurückweichen«, sagte er.

»Das wäre zu theatralisch«, entgegnete ich.

Aber Franz Kafka schüttelte den Kopf.

»So soll es ja sein. Der Schauspieler soll theatralisch sein. Seine Gefühle und Äußerungen müssen größer sein als die Gefühle und Äußerungen des Zuschauers, um bei diesem die gewünschte Wirkung zu erreichen. Soll das Theater auf das Leben wirken, muß es stärker, intensiver als das alltägliche Leben sein. Das ist das Gesetz der Schwere. Wenn man schießt, muß man höher, über das Ziel hinaus zielen.«

*

Im Prager Ständetheater spielte man das Revolutionsdrama *Tanja* von Ernst Weiß¹⁶, der zu Max Brods Freundschaftskreis gehörte.

Als ich Kafka über die Vorstellung, welche ich sah, berichtete, sagte er: »Am schönsten ist die Traumszene mit Tanjas Kind. Das Theater wirkt am stärksten, wenn es unwirkliche Dinge wirklich macht. Dann wird die Bühne zum Seelenperiskop, das die Wirklichkeit von innen beleuchtet.«

*

Ich brachte in die Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt das Buch *Die doppelköpfige Nymphe* von Kasimir Edschmid¹⁷, welcher in dem Kapitel *Theodor Däubler und die Schule der Abstrakten* sich auch über Franz Kafka äußerte.

»Kennen Sie das?« fragte ich.

Franz Kafka nickte: »Man hat mich darauf aufmerksam gemacht.«

»Was sagen Sie dazu, Herr Doktor?«

Franz Kafka zuckte die Achseln und machte eine hilflose Bewegung mit der rechten Hand.

»Edschmid spricht von mir so, als ob ich ein Konstrukteur wäre. Dabei bin ich nur ein sehr mittelmäßiger, stümperhafter Abzeichner. Edschmid behauptet, daß ich Wunder in gewöhnliche Vorgänge hineinpraktiziere. Das ist natürlich ein schwerer Irrtum von seiner Seite. Das Gewöhnliche selbst ist ja schon ein Wunder! Ich zeichne es nur auf. Möglich, daß ich die Dinge auch ein wenig beleuchte, wie der Beleuchter auf einer halbverdunkelten Bühne. Das ist aber nicht richtig! In Wirklichkeit ist die Bühne gar nicht verdunkelt. Sie ist voller Tageslicht. Darum schließen die Menschen die Augen und sehen so wenig.«

»Zwischen Anschauung und Wirklichkeit ist oft eine schmerzliche Diskrepanz«, bemerkte ich.

Kafka nickte.

»Alles ist Kampf, Ringen. Nur der verdient die Liebe und das Leben, der täglich sie erobern muß.«

Er machte eine kleine Pause. Dann bemerkte er leise mit ironischem Lächeln: »Sagte Goethe.«

»Johann Wolfgang von Goethe?«

Ein kurzes Nicken.

»Goethe sagt fast alles, was uns Menschen betrifft.«

»Mein Freund Alfred Kämpf sagte mir, daß Oswald Spengler seine Lehre vom *Untergang des Abendlandes* ganz aus Goethes *Faust* geschöpft habe.«

»Das ist ganz gut möglich«, sagte Franz Kafka. »Viele sogenannte Wissenschaftler transponieren die Welt des Dichters auf eine andere wissenschaftliche Ebene und gelangen so zu Ruhm und Bedeutung.«

*

Ich war bei Kafka in der Kanzlei. Ich hatte *Die Galgenlieder* von Christian Morgenstern¹⁸ mit.

»Kennen Sie seine ernstesten Gedichte?« frug mich Kafka. »*Zeit und Ewigkeit? Stufen?*«

»Nein, das wußte ich gar nicht, daß er ernste Gedichte schreibt.«

»Morgenstern ist ein schrecklich ernster Dichter. Seine Gedichte sind so ernst, daß er sich vor seinem eigenen unmenschlichen Ernst in die *Galgenlieder* retten muß.«

*

Der Prager deutsche Dichter Johannes Urzidil¹⁹ sammelte und veröffentlichte die Gedichte seines verstorbenen, kaum zwanzigjährigen Freundes.

Ich frug Franz Kafka, ob er den Verstorbenen gekannt habe. Ich erinnere mich nicht mehr der Antwort, doch die abschließende Bemerkung behielt ich.

»Es war so ein unglücklicher junger Mensch, der zwischen den hundertjährigen Juden der Kaffeehäuser sich verirrt und starb. Was sollte er auch tun? Die Kaffeehäuser sind die Katakomben der Juden in dieser Zeit. Ohne Licht und Liebe. Das erträgt nicht jeder.«

*

Auf den Namen des geheimnisvollen Findlings Kaspar Hauser, welcher im Jahre 1828 in Nürnberg auftauchte, stieß ich zum erstenmal in den Gedichten Georg Trakls. Lydia Holzner²⁰ borgte mir später den großen Roman *Caspar Hauser oder die Trägheit des Herzens* von Jakob Wassermann.

Franz Kafka bemerkte bei dieser Gelegenheit: »Wassermanns Caspar Hauser ist schon lange kein Findling mehr. Er ist jetzt legitimiert, in die Welt eingeordnet, polizeilich gemeldet, ein Steuerzahler. Seinen alten Namen hat er allerdings abgelegt. Er heißt jetzt Jakob Wassermann, ist deutscher Romanschriftsteller und Villenbesitzer. Im geheimen leidet er auch an Trägheit des Herzens, welche ihm Gewissensbisse verursacht. Die verarbeitet er aber zu gut bezahlter Prosa, und so ist alles in bester Ordnung.«

*

Mein Vater liebte Altenbergs²¹ Gedichte in Prosa. Wenn er in der Zeitung eine dieser kleinen Skizzen fand, schnitt er sie aus und verwahrte den Ausschnitt sorgfältig in einer besonderen Mappe. Franz Kafka, dem ich davon erzählte, lächelte, beugte sich nach vorn, klemmte seine gefalteten Hände zwischen die Knie und sagte ganz leise: »Das ist schön. Das ist sehr schön. Ich habe Ihren Vater immer gern gehabt. Auf den ersten Blick scheint er so kühl und nüchtern zu sein. Man denkt, daß er nur ein ernster und tüchtiger Beamter sei. Doch wenn man ihn näher kennenlernt, entdeckt man unter der täuschenden Oberfläche einen lebendigen Quell erwärmender Menschlichkeit. Ihr Vater hat – trotz alles Wissens – eine rege schöpferische Phantasie. Darum liebt er die Dichtung. Peter Altenberg ist nämlich wirklich ein Dichter. In seinen kleinen Geschichten spiegelt sich sein ganzes Leben wider. Und jeder Schritt, jede Bewegung, die er macht, bestätigen die Wahrheit seiner Worte. Peter Altenberg ist ein Genie der Nichtigkeiten, ein seltsamer Idealist, der die Schönheiten der Welt wie Zigarettenstummel in den Aschenbechern der Kaffeehäuser findet.«

*

Unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg war *Der Golem* von Gustav Meyrink²² der erfolgreichste deutsche Roman. Franz Kafka äußerte sich über das Buch mir gegenüber. »Die Atmosphäre der alten Prager Judenstadt ist wunderbar festgehalten. «

»Sie erinnern sich noch an das alte Judenviertel?«

»Eigentlich kam ich schon zum Ende. Aber –« Kafka machte mit der linken Hand eine Bewegung, als würde er sagen: »Was wurde damit erreicht?«

Sein Lächeln antwortete: »Nichts.«

Dann sprach er weiter.

»In uns leben noch immer die dunklen Winkel, geheimnisvollen Gänge, blinden Fenster, schmutzigen Höfe, lärmenden Kneipen und verschlossenen Gasthäuser. Wir gehen durch die breiten Straßen der neuerbauten Stadt. Doch unsere Schritte und Blicke sind unsicher. Innerlich zittern wir noch so wie in den alten Gassen des Elends. Unser Herz weiß noch nichts von der durchgeführten Assanation. Die ungesunde alte Judenstadt in uns ist viel wirklicher als die hygienische neue Stadt um uns. Wachend gehen wir durch einen Traum: selbst nur ein Spuk vergangener Zeiten.«

*

Bei einem Antiquar fand ich die tschechische Übersetzung des Buches *Das Blut der Armen* von Léon Bloy²³.

Franz Kafka interessierte sich sehr für meinen Fund.

Er sagte: »Ich kenne von Léon Bloy ein Buch gegen den Antisemitismus *Le salut par les Juifs*. Die Juden werden hier von einem Christen – wie ärmere Verwandte – in Schutz genommen. Es ist sehr interessant. Und dann – Bloy kann schimpfen. Das ist etwas ganz Außergewöhnliches. Bloy besitzt ein Feuer, das an die Glut der Propheten erinnert. Was sage ich: Bloy schimpft viel besser. Das ist leicht erklärlich, da sein Feuer von allem Mist der modernen Zeit genährt wird.«

*

Franz Kafka schenkte mir eine kleine Schrift über Sören Kierkegaard von Carl Dallago.

Er sagte bei dieser Gelegenheit: »Kierkegaard²⁴ steht vor dem Problem, entweder das Sein ästhetisch zu genießen oder sittlich zu erleben. Mir scheint aber, daß die Fragestellung hier falsch ist. Das Entweder-Oder gibt es nur im Kopfe von Sören Kierkegaard. In Wirklichkeit kann man zu einem ästhetischen Genießen des Seins nur durch ein demütiges sittliches Erleben gelangen. Das ist aber nur eine augenblickliche persönliche Ansicht, die ich vielleicht nach einer näheren Prüfung aufgeben werde.«

*

Bei Franz Kafka kam ich einigemal mit Hans Klaus zusammen, den ich zwar schon aus der Schule kannte, mit dem ich aber vordem nicht näher bekannt wurde, da er um einige Jahre älter war. Außerdem war er zu der Zeit schon bekannt als Dichter einer ganzen Reihe von Gedichten und Erzählungen.

Ich war ihm gegenüber nur ein kleiner, unerwachsener Schüler. Doch schien mir, daß Franz Kafka mit mir freundlicher sprach als mit Klaus. Ich war dadurch erfreut, gleichzeitig aber auch beschämt vor mir selbst.

›Bist du für Doktor Kafka nur ein Kind?‹ fragte ich mich, um mich sogleich selbst zu beschwichtigen: ›Du redest dir das wahrscheinlich nur ein, daß er zu dir freundlicher als zu Klaus sei.‹

Ich hatte keine Ruhe. Darum wandte ich mich einmal an Kafka, als ich ihn aus der Kanzlei auf den Altstädter Ring begleitete.

›Was denken Sie, Herr Doktor – bin ich eitel?‹

Kafka staunte.

›Wie kommen Sie zu dieser Frage?‹

›Ich denke, daß Sie zu mir freundlicher sind als zu Klaus. Das freut mich. Das freut mich sehr. Gleichzeitig sage ich mir aber, daß das nur eine Einflüsterung der Eitelkeit sei.‹

Kafka nahm mich unter den Arm.

›Ein Kind sind Sie.‹

Mein Kinn begann zu zittern.

›Sehen Sie, Herr Doktor, ich denke immer, daß Sie zu mir nur darum so lieb sind, weil ich noch ein dummes, unerwachsenes Kind bin.‹

›Sie sind für mich ein junger Mensch«, sagte Franz Kafka. »Sie haben Zukunftsmöglichkeiten, die andere schon verloren haben. Die Menschen sind Ihnen so nahe, daß Sie sich sehr genau beobachten müssen, um sich selbst nicht zu verlieren. Bestimmt bin ich zu Ihnen freundlicher als zu Klaus. Spreche ich doch mit meiner Vergangenheit, wenn ich mit Ihnen spreche. Da muß man freundlich sein. Und dann: Sie sind jünger als Klaus, also brauchen Sie mehr Verständnis und Liebe.«

Von dem Tage an änderte sich mein Verhältnis zu Klaus. Wir wurden fast Freunde. Er machte mich mit seinen literarischen Gefährten²⁵, dem Mediziner Rudolf Altschul und dem Architekten Konstantin Ahne, welcher unter dem Namen Hans Tine Kanton Gedichte veröffentlichte, bekannt.

Wir besuchten einander, gingen zusammen ins Theater, machten Ausflüge, borgten einander Bücher, führten Diskussionen und – bewunderten einer den anderen.

So entstand die Gruppe *Protest*, welche einen eigenen Rezitationsabend im Mozarteum veranstaltete.

Wir wollten den Zuhörern auch etwas von Franz Kafka vorlegen; er hatte es uns aber streng verboten.

»Ihr seid verrückt geworden«, sagte er mir. »Ein polizeilich gemeldeter und genehmigter Protest! Das ist lächerlich und traurig gleichzeitig. Das ist ärger als eine wirkliche Auflehnung, da es nur ein vorgetäuschter Sturm ist. Ich bin aber überhaupt kein Protestant. Ich will alles hinnehmen und geduldig ertragen, nur so ein öffentliches Auftreten will ich nicht auf mich nehmen.«

Ich beeilte mich zu erklären, daß ich mit Altschul, Klaus und Ahne nichts gemeinsam habe. Das Kleeblatt zerfiel. Kafka war mir näher als die eigene Eitelkeit.

*

Als es – einige Monate später – zwischen Hans Klaus und mir zu einem Konflikt kam, erzählte ich davon Kafka, der ruhig zuhörte, um dann die Achseln zu zucken und zu sagen: »Sie möchten jetzt einen Rat von mir hören. Ich bin aber kein guter Ratgeber. Für mich ist jeder Rat im Grunde immer nur ein Verrat. Er ist ein feiges Zurückweichen vor der Zukunft, die der Prüfstein unserer Gegenwart ist. Vor der Prüfung fürchtet sich aber nur der, der ein schlechtes Gewissen hat. Das ist so ein Mensch, welcher die Aufgabe seiner Gegenwart nicht erfüllt. Wer kennt aber ganz genau seine Aufgabe? Niemand. Darum hat jeder von uns ein schlechtes Gewissen, dem er durch ein möglichst rasches Einschlafen enttrinnen will.«

Ich bemerkte, daß Johannes R. Becher in einem Gedicht²⁶ den Schlaf als freundschaftlichen Besuch des Todes bezeichne.

Kafka nickte: »Das ist richtig. Vielleicht ist meine Schlaflosigkeit nur eine Art von Angst vor dem Besucher, dem ich mein Leben schulde.«

*

Der Dichter Hans Klaus schenkte mir ein kleines Buch: *Tubutsch*²⁷ von Albert Ehrenstein mit zwölf Zeichnungen von Oskar Kokoschka. Kafka sah das Büchlein bei mir, ich lieh es ihm, und er retournierte mir das Buch bei meinem nächsten Besuch in seiner Kanzlei.

»So ein kleines Buch und so viel Lärm in ihm«, bemerkte er. »*Der Mensch schreit*. Kennen Sie das?«

»Nein.«

»So heißt – glaube ich – ein Gedichtband von Albert Ehrenstein.«

»Sie kennen ihn also gut.«

»Gut«, meinte Kafka und zuckte verneinend die Achseln. »Die Lebenden kennt man nie. Die Gegenwart ist Wandlung und Verwandlung. Albert Ehrenstein ist einer des Geschlechts dieser Zeit. Er ist ein ins Leere verlorenes, schreiendes Kind.«

»Was sagen Sie zu Kokoschkas Zeichnungen?«

»Ich verstehe sie nicht. Zeichnung ist abgeleitet von zeichnen, bezeichnen, zeigen. Mir zeigt das nur eine große innere Wirrnis und Unordnung des Malers.«

»Ich sah auf der Expressionistenausstellung im Rudolfinum sein großes Bild von Prag.«

Kafka drehte seine auf dem Tisch liegende linke Hand mit der Handfläche nach oben.

»Das große – mit der grünen Kuppel der Niklaskirche im Mittelpunkt?«

»Ja, das meine ich.«

Er beugte den Kopf.

»Auf dem Bilde fliegen die Dächer weg. Die Kuppeln sind Regenschirme im Wind. Die ganze Stadt ist am Auf- und Davonfliegen. Prag steht aber – trotz aller inneren Zwiespälte. Das ist gerade das Wunderbare an ihm.«

*

Ich habe zwei Gedichte aus der Sammlung *Frühling*²⁸ von Johannes Schlaf vertont. Eine Abschrift habe ich dem Verfasser der Worte zugeschickt. Johannes Schlaf dankte mir mit einem langen, kalligraphisch geschriebenen Brief, den ich Franz Kafka zeigte.

Er lachte, als er ihn mir über den Schreibtisch zurückreichte.

»Schlaf ist so rührend. Wir besuchten ihn, als wir mit Max Brod in Weimar waren. Er wollte von Literatur und Kunst nichts wissen. Sein ganzes Interesse war auf die Umstoßung des bestehenden Sonnensystems konzentriert.«

»Unlängst sah ich ein dickes Buch von Schlaf, worin er die Erde zum Mittelpunkt des Kosmos erklärt.«

»Ja, das war schon damals seine Idee, von deren Richtigkeit er uns durch eine besondere eigene Erklärung der Sonnenflecken überzeugen wollte. Er führte uns zum Fenster seiner Kleinbürgerwohnung und zeigte uns die Sonne mit Hilfe eines alten Schülerfernrohres.«

»Ihr habt gelacht.«

»Woher! Die Tatsache, daß er es wagte mit diesem lächerlichen Gegenstand aus der Verlassenschaft einer alten Zeit gegen Wissenschaft und Kosmos auszuziehen, das war so komisch und rührend gleichzeitig, daß wir ihm fast Glauben geschenkt hätten.«

»Was hinderte euch daran?«

»Eigentlich der Kaffee. Er war schlecht. Wir mußten gehen.«

*

Ich erzählte Reimanns lustige Geschichte, wie der Verleger Kurt Wolff in Leipzig um acht Uhr morgens die Übersetzung Rabindranath Tagores ablehnte, um zwei Stunden später den Lektor des Verlages auf das Hauptpostamt um die zurückgesendete Handschrift zu jagen, da er inzwischen aus der Zeitung erfahren hatte, daß Rabindranath Tagore Nobelpreisträger wurde.

»Seltsam, daß er ablehnte«, meinte Franz Kafka langsam. »Tagore ist doch nicht so weit von Kurt Wolff. Indien–Leipzig, diese Entfernung ist doch nur scheinbar. In Wirklichkeit ist Rabindranath Tagore nur ein verkleideter Deutscher.«

»Vielleicht ein Oberlehrer?«

»Ein Oberlehrer?« wiederholte Kafka ernst, zog die Mundwinkel seiner festgeschlossenen Lippen herab und schüttelte langsam den Kopf. »Nein, das nicht, aber ein Sachse könnte er sein – wie Richard Wagner.«

»Also Mystik im Lodenmantel?«

»So etwas.«

Wir lachten.

*

Ich borgte Kafka eine deutsche Übersetzung des indischen Religionsbuches *Bhagavad Gita*²⁹.

Kafka sagte: »Die indischen Religionsdokumente ziehen mich an und stoßen mich gleichzeitig ab. Wie ein Gift haben sie etwas Verlockendes und Abschreckendes in sich. Alle diese Yogis und Zauberer beherrschen das naturverhaftete Leben nicht durch glühende Liebe zur Freiheit, sondern durch einen unausgesprochenen, eisigen Haß des Lebens. Die Quelle der indischen Religionsübungen ist ein abgrundtiefer Pessimismus.«

Ich erinnerte an Schopenhauers Interesse für die indische Religionsphilosophie.

Kafka bemerkte: »Schopenhauer ist ein Sprachkünstler. Daraus entspringt sein Denken. Wegen der Sprache allein muß man ihn unbedingt lesen.«

*

Franz Kafka lachte, als er bei mir einen kleinen Gedichtband³⁰ von Michael Mareš sah. »Den kenne ich«, sagte er. »Das ist ein grimmiger Anarchist, den sie im *Prager Tagblatt* als Kuriosität aushaken.«

»Sie nehmen die tschechischen Anarchisten nicht ernst?«

Kafka lächelte verlegen.

»Das ist sehr schwer. Diese Leute, die sich selbst Anarchisten nennen, sind so lieb und freundlich, daß man ihnen jedes Wort glauben muß. Gleichzeitig aber kann man ihnen – eben wegen dieser ihrer Eigenschaften – nicht glauben, daß sie wirklich solche Weltzerstörer sein könnten, wie sie behaupten.«

»Sie kennen sie also persönlich?«

»Ein wenig. Es sind sehr liebe, lustige Menschen.«

*

Ich brachte Kafka ein neues Heft der von Karl Kraus³¹ in Wien herausgegebenen *Fackel*.

»Er zerpfückt die Journalisten wunderbar«, sagte er beim Durchblättern. »Nur ein gerissener Wilddieb kann so ein strenger Waldhüter sein.«

»Karl Kraus enthüllt den Dramaturgen des Wiener Burgtheaters, Georg Kulka, als Plagiator. Was sagen Sie dazu?«

»Das ist doch nichts. Das ist ein kleiner Fehler in den Gehirnwindungen, nichts mehr.«

*

Wir sprachen über die kleinen, glänzend stilisierten Aufsätze von Alfred Polgar³², die öfter im *Prager Tagblatt* erschienen.

Kafka sagte: »Seine Sätze sind so glatt und gefällig, daß man die Lektüre von Alfred Polgar als eine Art unverbindlicher gesellschaftlicher Unterhaltung hinnimmt und gar nicht merkt, daß man eigentlich beeinflusst und erzogen wird. Unter dem Glacehandschuh der Form verbirgt sich ein fester, unerschrockener Wille als Inhalt. Polgar ist ein kleiner, aber tüchtiger Makkabäer im Lande der Philister.«

*

Franz Kafka sagte, als er mir ein Gedichtbuch³³ von Francis Jammes zurückgab: »Er ist so rührend einfach, so glücklich und stark. Sein Leben ist für ihn kein Geschehen zwischen zwei Nächten. Er kennt überhaupt keine Dunkelheit. Er und seine ganze Welt sind wohlgeborgen in Gottes allmächtiger Hand. Wie ein Kind duzt er den lieben Gott wie irgendein Familienmitglied. Darum altert er nicht.«

*

Lydia Holzner schenkte mir einen chinesischen Roman *Die drei Sprünge des Wang-lun*³⁴ von Alfred Döblin. Ich zeigte das Buch Kafka, welcher sagte: »Das ist ein großer Name unter den neuen deutschen Romanschriftstellern. Ich kenne von ihm – außer diesem seinem ersten Buch – nur einige kleine Erzählungen

und einen seltsamen Liebesroman *Der schwarze Vorhang*. Döblin kommt mir so vor, als würde er die sichtbare Welt als etwas ganz Unvollkommenes auffassen, das er erst mit seinem Wort schöpferisch ergänzen muß. Das ist nur mein Eindruck. Wenn Sie aber gut lesen, so werden Sie schon darauf kommen.«

*

Ich las – auf Grund von Franz Kafkas Äußerung – den ersten Roman von Alfred Döblin *Der schwarze Vorhang, Roman von den Worten und Zufällen*.

Als ich mit ihm darüber sprach, sagte er: »Ich verstehe das Buch nicht. Zufall nennt man das Zusammentreffen von Ereignissen, deren Ursächlichkeit man nicht kennt. Ohne Ursache gibt es aber keine Welt. Darum gibt es Zufälle eigentlich nicht in der Welt, sondern nur hier –« Kafka berührte mit der linken Hand seine Stirn.

»Zufälle gibt es nur in unserem Kopf, in unseren beschränkten Wahrnehmungen. Sie sind die Spiegelung der Grenzen unserer Erkenntnis. Der Kampf gegen den Zufall ist immer ein Kampf gegen uns selbst, den wir nie ganz gewinnen können. Aber davon ist gar nichts in diesem Buch.«

»Sie sind also von Döblin enttäuscht?«

»Eigentlich bin ich nur von mir selbst enttäuscht. Ich erwartete etwas anderes, als er vielleicht geben wollte. Die Hartnäckigkeit meiner Erwartung verblendete mich aber so, daß ich die Seiten und Zeilen, und zum Schluß das ganze Buch übersprang. Ich kann also nichts über das Buch sagen. Ich bin ein sehr schlechter Leser.«

*

Franz Kafka sah bei mir das Buch *Die Ermordung einer Butterblume* von Alfred Döblin.

Er sagte: »Wie seltsam das klingt, wenn man einen ganz alltäglichen Begriff aus dem Bereiche der Fleischesserkultur mit einem zarten Blumennamen verbindet!«

*

In drei nachfolgenden Sonntagsnummern der *Prager Presse* erschien ein Feuilleton *Großes Literarisches Bestiarium* von Franz Blei³⁵. Der Verfasser beschrieb die verschiedensten Schriftsteller und Dichter als Fische, Vögel, Maulwürfe, Hasen und so weiter. Über Kafka sagte er unter anderem, daß das ein besonderer Vogel sei, der sich von bitteren Wurzeln nähre.

Ich befragte Kafka über Franz Blei. »Das ist eine alte, langjährige gute Bekanntschaft von Max Brod«, sagte er lächelnd. »Blei ist riesig gescheit und witzig. Es ist immer so lustig, wenn wir mit ihm zusammenkommen. Die Weltliteratur defiliert in Unterhosen an unserem Tisch vorbei. Franz Blei ist viel gescheiter und größer als das, was er schreibt. Das ist auch ganz natürlich, da es nur eine hingeschriebene Unterhaltung ist. Der Weg vom Kopf zur Feder ist aber viel länger und schwieriger als der Weg vom Kopf zur Zunge. Da geht manches verloren. Franz Blei ist ein nach Deutschland verirrter orientalischer Anekdotenerzähler.«

*

Als Kafka bei mir ein Gedichtbuch von Johannes R. Becher sah, bemerkte er: »Ich verstehe diese Gedichte nicht. Es herrscht hier so ein Lärm und Wortgewimmel, daß man von sich selbst nicht loskommen kann. Die Worte werden nicht zur Brücke, sondern zur hohen, unübersteigbaren Mauer. Man stößt sich fortwährend an der Form, so daß man überhaupt nicht zum Inhalt vordringen kann. Die Worte verdichten sich hier nicht zur Sprache. Es ist ein Schreien. Das ist alles.«

*

Ich bekam zwei Bücher von G. K. Chesterton³⁶. *Die Orthodoxie* und *Der Mann, der Donnerstag war*.

Kafka sagte: »Er ist so lustig, daß man fast glauben könnte, er habe Gott gefunden.«

»Das Lachen ist für Sie also ein Zeichen von Religiosität?«

»Nicht immer. In einer so gottlosen Zeit muß man aber lustig sein. Das ist Pflicht. Die Schiffskapelle spielte auf der untergehenden *Titanic* bis zum Ende. Man entzieht damit der Verzweiflung den Boden.«

»Eine krampfhaft Lustigkeit ist aber viel trauriger als eine offen eingestandene Trauer.«

»Das ist richtig. Die Trauer ist aber aussichtslos. Und um die Aussicht, um die Hoffnung, um das Vorwärts, nur darum handelt es sich. Die Gefahr ist nur im engen, begrenzten Augenblick. Hinter dem ist der Abgrund. Hat man den überwunden, ist alles schon anders. Es kommt nur auf den Augenblick an. Der bestimmt das Leben.«

*

Wir sprachen über Baudelaire.

»Dichtung ist Krankheit«, sagte Franz Kafka. »Durch die Unterdrückung des Fiebers wird man aber noch nicht gesund. Im Gegenteil! Die Glut reinigt und leuchtet.«

*

Ich borgte Doktor Kafka die tschechische Übersetzung der *Erinnerungen an Leo Nikolajewitsch Tolstoi*³⁷ von Maxim Gorki.

Kafka sagte: »Es ist ergreifend, wie Gorki die Charakterzüge eines Menschen nachzeichnet, ohne eine Beurteilung auszusprechen. Ich möchte gerne einmal seine Aufzeichnungen über Lenin lesen.«

»Gorki hat Erinnerungen an Lenin veröffentlicht?«

»Nein, das hat er noch nicht getan. Ich nehme aber an, daß er sie einmal sicher veröffentlichen wird. Lenin ist mit Gorki befreundet. Maxim Gorki sieht und erlebt alles aber nur durch die Feder. Das sieht man an diesen Aufzeichnungen über Tolstoi. Die Feder ist nicht ein Instrument, sondern ein Organ des Schriftstellers.«

*

Ich zitierte aus Grusemanns³⁸ Buch über den Verfasser der *Dämonen* den Satz: »Dostojewski ist ein blutiges Märchen.« Franz Kafka sagte darauf: »Es gibt keine unblutigen Märchen. Jedes Märchen kommt aus der Tiefe des Blutes und der Angst. Das ist die Verwandtschaft aller Märchen. Die Oberfläche ist verschieden. Nördliche Märchen sind nicht von so einer üppigen Fauna der Phantasie erfüllt wie afrikanische Negermärchen, aber der Kern, die Tiefe der Sehnsucht ist die gleiche.«

. . . Später einmal empfahl er mir die Lektüre der Sammlung afrikanischer Volkserzählungen und Märchen von Frobenius.

*

Heinrich Heine.

Kafka: »Ein unglücklicher Mensch. Die Deutschen warfen und werfen ihm das Judentum vor, und dabei ist er doch ein Deutscher, sogar ein kleiner Deutscher, der mit dem Judentum in Konflikt steht. Das ist gerade das typisch Jüdische an ihm.«

*

»Die meisten Menschen sind gar nicht böse«, sagte Franz Kafka im Gespräch über Leonhard Franks³⁹ Buch *Der Mensch ist gut*. »Die Menschen werden schlecht und schuldig dadurch, daß sie sprechen und handeln, ohne die Wirkung ihrer eigenen Worte und Taten sich vorzustellen. Es sind Traumwandler, nicht Bösewichte.«

*

Kafka war in sehr guter Stimmung.

»Sie strahlen«, bemerkte ich.

Kafka lächelte: »Das ist nur geborgtes Licht. Ein Abglanz freundlicher Worte. Ein guter Freund, Ludwig Hardt, ist in Prag.«

»Das ist der Rezitator, der in der Produktenbörse vortragen wird?«

»Ja, das ist Ludwig Hardt⁴⁰. Sie kennen ihn?«

»Nein, ich kenne ihn nicht. Ich habe nur die Anzeige in der Zeitung gelesen. Im übrigen interessieren mich Rezitationen nicht.«

»Ludwig Hardt muß Sie interessieren. Das ist kein aufgeblasener Artist. Ludwig Hardt ist ein Diener des Wortes. Er erweckt und belebt Dichtungen, die unter dem Staub der Konventionen versinken. Er ist ein großer Mensch.«

»Wie sind Sie mit ihm bekannt geworden?«

»Ich habe ihn vor zehn Jahren durch Max kennengelernt. Ich habe ihm gleich bei der ersten Begegnung den ganzen Abend zugehört. Er ist ein bezaubernder Mensch. So frei, unbeschwert, kräftig. Er stammt irgendwo aus dem Norden, ist ein typischer Jude, und doch ist er nirgends ein Fremdling. Ich sah ihn zum erstenmal, und mir war so, als ob ich ihn schon sehr, sehr lange kennen würde. Er ist ein Zauberer.«

»Wieso ein Zauberer?«

»Das weiß ich nicht. Er kann aber ein starkes Gefühl der Freiheit herbeirufen. Darum ist er ein Zauberer. Übrigens werden wir seinen Vortrag zusammen besuchen. Ich besorge die Karten.«

Vor Hardts Vortrag trafen wir auf der Stiege der Produktenbörse den Dichter Rudolf Fuchs. Wir standen mit ihm vorne in der Nähe des Einganges. Kafka verfolgte aufmerksam den Künstler, sein Gesichtsausdruck war aber von einer inneren Bedrücktheit. Ich sah, daß er sein Interesse sehr schwer auf das Programm sammelte.

»Ist Ihnen nicht gut, Herr Doktor?« fragte ich in der Pause, als sich Rudolf Fuchs auf einen Augenblick entfernte.

Kafka zog die Augenbrauen hoch.

»Sehe ich anders aus? Ist etwas Auffälliges an mir?«

»Das nicht. Sie sind nur so sonderbar.«

Kafka lächelte mit engen, festgeschlossenen Lippen.

»Es wäre sehr einfach, mich auf ein körperliches Unwohlsein auszureden. Leider ist so etwas nicht vorhanden. In mir ist nur eine tödliche Müdigkeit und Leere, die sich immer einstellt, wenn ich von etwas bezaubert bin. Wahrscheinlich habe ich keine Phantasie. Die Dinge entschweben. Nur die graue, trostlose Zelle bleibt.«

Ich begriff nicht den vollen Sinn seiner Worte, ein Fragen wurde mir aber durch die Rückkehr von Rudolf Fuchs unmöglich gemacht. Nach dem Vortrag verabschiedete ich mich von Kafka, der mit Fuchs, Weltsch, Frau Brod und anderen auf Hardt wartete.

Am nächsten Tag besuchte ich Franz Kafka in der Kanzlei. Er war ziemlich wortkarg und ließ sich in kein Gespräch über den Abend in der Produktenbörse ein. Erst als ich bemerkte, daß ich von Rudolf Fuchs den Gedichtband *Die Karawane* und Übersetzungen der Hymnen von Otakar Březina kenne, wurde er ein wenig lebendiger und bemerkte: »Rudolf Fuchs ist ein so tief ergebener Leser, daß er nicht nur jedes gute Buch, sondern schon jedes ehrliche Wort eines Dichters hoch über die eigene demütige Seele stellt. Darum ist er ein so guter Übersetzer und sparsamer Autor. Seine *Karawane* vermittelt Güter fremder Produktion. Er ist ein Diener des Wortes.«

Über Ludwig Hardt sprachen wir nie mehr wieder.

Mein Vater schenkte mir zum Geburtstag die Gedichte von Georg Trakl⁴¹.

Franz Kafka erzählte mir, daß Trakl Selbstmord durch Gift verübt habe, um den Schrecknissen des Krieges zu entgehen.

»Fahnenflucht in den Tod«, bemerkte ich.

»Er hatte zuviel Phantasie«, sagte Kafka. »Darum konnte er den Krieg nicht ertragen, der vor allem aus einem ungeheuren Mangel an Phantasie entstanden ist.«

*

Ich war zehn Tage krank, lag im Bett und besuchte nicht die Schule. Mein Vater brachte mir von Doktor Kafka herzliche Grüße und einen bunten Band der Insel-Bücherei: Arthur Schopenhauer *Über Schriftstellerei und Stil*⁴².

Einige Tage nach meiner Genesung ging ich in die Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt. Doktor Kafka war sehr gut aufgelegt. Als ich ihm sagte, daß ich mir nach der Krankheit viel stärker als vordem vorkomme, erschien auf seinem Gesicht ein bezauberndes Lächeln.

»Das ist verständlich«, sagte er. »Sie haben eine Begegnung mit dem Tode überwunden. Das stärkt.«

»Das ganze Leben ist ja nur ein Weg zum Tode«, bemerkte ich.

Franz Kafka sah mich einen Augenblick ernst an, dann senkte er den Blick zur Tischplatte:

»Das Leben bedeutet für den gesunden Menschen eigentlich nur eine unbewußte und uneingestandene Flucht vor dem Bewußtsein, daß man einmal wird sterben müssen. Krankheit ist immer eine Mahnung und Kraftprobe zugleich. Darum sind Krankheit, Schmerz, Leid auch die wichtigsten Quellen der Religiosität.«

»Wie meinen Sie das?« fragte ich.

Kafka lächelte: »Jüdisch. Ich bin an meine Familie, an meinen Stamm gebunden. Die überdauern das Individuum. Aber das ist ja auch nur ein Fluchtversuch vor dem Wissen vom Tode. Es ist nur ein Wunsch. Damit gewinnt man aber keine Erkenntnis. Im Gegenteil – durch diesen Wunsch stellt sich das kleine, furchtsam egoistische Ich vor die nach Wahrheit suchende Seele.«

*

»Was lesen Sie«, frug Kafka.

»*Taschkent, die brotreiche Stadt*⁴³ . . . von«

Er ließ mich den Satz nicht beendigen. »Das ist wunderschön. Ich habe es vor kurzer Zeit während eines Nachmittags gelesen.«

»Ich denke, daß das Buch mehr Dokument als Kunstwerk ist«, bemerkte ich.

»Jede wirkliche Kunst ist Dokument, Zeugenschaft«, sprach Franz Kafka ernst. »Ein Volk mit solchen Knaben, wie der in dem Buche ist, so ein Volk kann nicht unterliegen.«

»Auf den Einzelnen kommt es vielleicht nicht an.«

»Im Gegenteil! Die Art des Stoffes wird durch die Anzahl der Elektronen im Atom bestimmt. Das Niveau der Masse hängt vom Bewußtsein des Einzelnen ab.«

*

Ich begleitete Kafka aus der Kanzlei nach Hause. Es war ein kalter, von Wind und Regen zerzauster Herbsttag. Kafka sagte mir auf der Stiege, daß er bei diesem Wetter auf der Straße nicht werde sprechen können.

»Das macht nichts«, antwortete ich. »Wir werden einander schon verstehen.«

Als wir jedoch aus dem Tor der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt heraustraten, duckte sich Kafka, schüttelte sich heftig, bekreuzigte sich mit einem großen römischen Kreuz, und mit meinem Verstehen war es zu Ende.

Kafka lachte über mein erstauntes Gesicht, ging in das Gebäude zurück und sagte mir: »Ich sprach eben tschechisch – sakramentská velká zima! Das Ducken bezeichnet die Größe, welche mich überwältigte, das Zittern ist eine alte Art, die Kälte auszudrücken, und das Kreuz, das ist eben das sakramentská.«

Aus einem mir unbekanntem Grunde gefiel mir seine Heiterkeit nicht, darum sagte ich: »Das Kreuzzeichen ist kein Sakrament.«

Er legte die Hand auf meine Schulter.

»Nicht nur jedes Zeichen, sondern jede, selbst die kleinste Bewegung ist heilig, wenn sie vom Glauben erfüllt ist.«

*

Kafka war überzeugter Anhänger des Zionismus. Wir berührten dieses Thema zum erstenmal, als ich im Frühjahr 1920 von einem kurzen Landaufenthalt nach Prag zurückkehrte.

Ich besuchte damals Franz Kafka in der Kanzlei am Poříč. Er war in guter Stimmung, gesprächig und – wie es mir schien – von meinem unangemeldeten Besuch wirklich erfreut.

»Ich dachte, Sie wären in weiter Ferne, und Sie sind in nächster Nähe. Gefiel es Ihnen nicht in Chlumetz?«

»O ja, aber –«

»Aber hier ist es schöner«, ergänzte Kafka lächelnd.

»Das wissen Sie – daheim ist daheim. Da ist es ganz anders.«

»Daheim ist es immer anders«, sagte Franz Kafka mit traumverschleierten Augen. »Die alte Heimat ist immer wieder neu, wenn man bewußt lebt; mit dem wachen Bewußtsein seiner Bindungen und Pflichten den anderen gegenüber. Der Mensch wird eigentlich nur so, durch die Bindungen, frei. Und das ist das Höchste im Leben.«

»Leben ohne Freiheit ist unmöglich«, erklärte ich.

Franz Kafka sah mich an, als ob er sagen möchte: »Nur langsam, langsam«, lächelte traurig und meinte: »Das scheint so überzeugend zu sein, daß wir es fast glauben. In Wirklichkeit ist es aber viel schwerer. Freiheit ist Leben. Unfreiheit ist immer tödlich. Der Tod ist aber ebenso wirklich wie das Leben. Das Schwere ist nun eben darin, daß wir beidem ausgesetzt sind – dem Leben wie dem Tode.«

»Demnach betrachten Sie die Unselbständigkeit eines Volkes als ein Anzeichen des Absterbens. Der Tscheche vom Jahre 1913 ist weniger lebendig und daher schlechter als der Tscheche aus dem Jahre 1920.«

»Das wollte ich nicht sagen«, verwahrte sich Kafka gegen meine Worte. »Man kann nicht so absolut die Tschechen von 1913 von den Tschechen des Jahres 1920 unterscheiden. Die Tschechen der Gegenwart haben viel mehr Möglichkeiten. Darum könnten sie – wenn man so sagen kann – besser sein.«

»Das verstehe ich nicht gut.«

»Ich kann es Ihnen nicht besser sagen und vielleicht kann ich mich überhaupt nicht besser ausdrücken in dieser Sache, weil ich Jude bin.«

»Wieso, was hat das damit zu tun?«

»Wir sprachen über die Tschechen vom Jahre 1913 und 1920. Das ist gewissermaßen ein geschichtliches Thema, und da muß sofort eine – möchte ich sagen – moderne Unzulänglichkeit der Juden ans Licht treten.«

Wahrscheinlich machte ich ein sehr dummes Gesicht, denn – der Stimme und Körperhaltung Kafkas nach zu schließen – handelte es sich ihm in diesem Augenblick nicht so sehr um die besprochene Sache selbst wie um mein Verständnis. Vorgebeugt sprach er leise, jedoch klar und deutlich:

»Den Juden genügt heute nicht mehr die Geschichte, diese heroische Heimat in der Zeit. Sie sehnen sich nach einem ganz kleinen, gewöhnlichen Heim im Raum. Immer mehr und mehr jüdische junge Leute kehren zurück nach Palästina. Das ist eine Rückkehr zu sich selbst, zu den eigenen Wurzeln, zum Wachstum. Die Heimat Palästina ist für die Juden ein notwendiges Ziel. Die Tschechoslowakei ist dagegen für den Tschechen ein Ausgangspunkt.«

»Eine Art von Flughafen.«

Franz Kafka neigte den Kopf zur linken Schulter.

»Sie denken, daß es zum Flug kommt? Es scheint mir, als würde ich ein zu großes Abweichen von der Grundlage, von den eigenen Kraftquellen sehen. Ich habe nie davon gehört, daß ein junger Adler einen wirklichen Adlerflug durch beständiges und hartnäckiges Beobachten des Herumschwimmens eines fetten Karpfens erlernen könnte.«

*

Ich suchte in einem großen Eckhause auf dem Bergstein das Versammlungslokal des jüdischen Arbeitervereins *Poale Zion*⁴⁴. Als ich auf dem dunklen Hofe eine Gruppe von Leuten ansprach, erhielt ich – an Stelle der gewünschten Auskunft – einige Ohrfeigen, so daß ich flüchten mußte. Der von mir herbeigeholte Wachmann fand selbstverständlich niemanden mehr auf dem Hofe. Übelgelaunt fragte er mich: »Was wollen Sie eigentlich bei diesen Juden? Sie sind doch kein Jude.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Nein, ich bin kein Jude.«

»Also sehen Sie«, meinte darauf der Hüter des Gesetzes triumphierend. »Da haben wir es! Was haben Sie bei diesem Gesindel zu suchen? Seien Sie froh, daß Sie nur ein paar Ohrfeigen bekommen haben, und gehen Sie heim. Anständige Menschen verkehren nicht mit Juden.«

Darauf drehte er sich um und ging.

*

Einige Tage später erzählte ich den Vorfall Kafka.

»Mit dem Zionismus wächst der Antisemitismus«, sagte er. »Die Selbstbesinnung der Juden wird als Verneinung der Umwelt empfunden. Dadurch entstehen Minderwertigkeitsgefühle, die man mit Haßausbrüchen leicht zum Abklingen bringt. Natürlich, daß man dadurch für die Dauer gar nichts gewinnen kann. Aber das ist ja die Wurzel jedes Verschuldens des Menschen, daß er an Stelle des anscheinend schwer erreichbaren sittlichen Wertes den verlockend naheliegenden Unwert wählt.«

»Vielleicht kann der Mensch nicht anders handeln«, bemerkte ich.

Kafka schüttelte heftig den Kopf.

»Nein. Der Mensch kann anders handeln. Der Sündenfall ist der Beweis seiner Freiheit.«

*

Franz Kafka bemerkte im Gespräch über eine Anthologie⁴⁵ ostjüdischer Erzählungen: »Perez, Asch und alle die anderen Schriftsteller des jüdischen Ostens bringen eigentlich immer nur Volkserzählungen. Das ist richtig.

Das Judentum ist ja nicht nur eine Sache des Glaubens, sondern vor allem die Sache der Lebenspraxis einer durch den Glauben bestimmten Gemeinschaft.«

*

Ich bekam von meinem Freunde Leo Lederer eine illustrierte Monographie über Michelangelo.

Franz Kafka, dem ich das Buch zeigte, verweilte lange bei dem Bilde der Statue des sitzenden Moses.

»Das ist kein Führer«, sagte er. »Das ist ein Richter, ein strenger Richter. Schließlich kann der Mensch nur durch ein hartes, unerbittliches Richten führen.«

*

Als er mir über seine Reisen nach Deutschland und Frankreich erzählte, bemerkte er über Max Brod: »Diese Reisen festigen unsere Freundschaft. Das ist etwas ganz Natürliches. Durch die fremde Umgebung wird uns das Wesensnahe und Verwandte klarer und deutlicher. Das ist – denke ich – auch die Wurzel der jüdischen Witze über die Juden. Wir sehen einander besser als die anderen, da wir ja zusammen auf der Reise sind.«

*

Spaziergang am Kai.

Ich fragte nach der Bedeutung des Wortes »Diaspora«. Kafka sagte, daß dies die griechische Bezeichnung für die Zerstreuung des jüdischen Volkes sei. Hebräisch heißt es »Galut«.

Er sagte: »Das jüdische Volk ist zerstreut, wie eine Saat zerstreut ist. Wie ein Saatkorn die Stoffe der Umwelt heranzieht, sie in sich aufspeichert und das eigene Wachstum höher führt, so ist es Schicksalsaufgabe des Judentums, die Kräfte der Menschheit in sich aufzunehmen, zu reinigen und so höher zu führen. Moses ist noch immer aktuell. Wie Abiram und Datan sich Moses widersetzten mit den Worten »Lo naale! Wir gehen nicht hinauf!« so widersetzt sich die Welt mit dem Geschrei des Antisemitismus. Um nicht zum Menschlichen aufzusteigen, stürzt man sich in die dunkle Tiefe der zoologischen Lehre von der Rasse. Man schlägt den Juden und erschlägt den Menschen.«

*

»Juden und Deutsche haben vieles gemeinsam«, sagte Kafka in einem Gespräch über Dr. Karl Kramár⁴⁶. Sie sind strebsam, tüchtig, fleißig und gründlich verhaßt bei den anderen. Juden und Deutsche sind Ausgestoßene.«

»Vielleicht sind sie eben wegen dieser ihrer Eigenschaften verhaßt«, meinte ich.

Aber Kafka schüttelte den Kopf.

»O nein! Der Grund ist viel tiefer. Letzten Endes ist es ein religiöser Grund. Bei den Juden ist es klar. Bei den Deutschen sieht man das nicht so gut, weil man ihnen noch nicht ihren Tempel zerstört hat. Aber das kommt noch.«

»Wieso?« wunderte ich mich. »Die Deutschen sind doch kein theokratisches Volk. Sie haben doch keinen nationalen Gott in einem eigenen Tempel.«

»Das nimmt man allgemein an, in Wirklichkeit ist es aber ganz anders«, sagte Kafka. »Die Deutschen haben den Gott, der Eisen wachsen ließ. Ihr Tempel ist der preußische Generalstab.«

Wir lachten, Franz Kafka behauptete dabei aber, daß er es ganz ernst meine und daß er nur darum lache, weil ich lache. Sein Lachen sei nur eine Ansteckung.

*

Franz Kafka erzählte mir: Der Prager jüdische Dichter Oskar Baum⁴⁷ hat als kleiner Junge die deutsche Volksschule besucht. Auf dem Heimwege kam es gewöhnlich zu Schlägereien zwischen deutschen und tschechischen Schülern. Bei einer solchen Rauferei wurde Oskar Baum mit einer hölzernen Federbüchse so über

die Augen geschlagen, daß sich die Netzhaut vom Hintergrunde des Augapfels loslöste und Oskar Baum das Augenlicht verlor.

»Der Jude Oskar Baum verlor sein Sehvermögen als Deutscher«, sagte Franz Kafka. »Als etwas, was er eigentlich nie war und was ihm nie zuerkannt wurde. Vielleicht ist Oskar nur ein trauriges Symbol der sogenannten deutschen Juden in Prag.«

*

Wir sprachen über die Beziehungen der Tschechen und Deutschen. Ich sagte, daß es für die bessere Verständigung beider Nationen gut wäre, die tschechische Geschichte in deutscher Bearbeitung herauszugeben.

Kafka verwarf dies jedoch mit einem resignierten Handschwenken.

»Das ist zwecklos«, sagte er. »Wer würde das lesen? Nur Tschechen und Juden. Die Deutschen bestimmt nicht, denn die wollen nicht erkennen, begreifen, lesen. Die wollen nur besitzen und regieren, und da ist gewöhnlich das Begreifen nur ein Hindernis. Man unterdrückt den Nächsten doch viel besser, wenn man ihn nicht kennt. Es entfallen die Gewissensbisse. Darum kennt niemand die Geschichte der Juden.«

Ich protestierte: »Das ist nicht richtig. Schon in den ersten Klassen der Volksschule wird biblische Geschichte, also ein Teil der Geschichte des jüdischen Volkes, gelehrt.«

Kafka lächelte bitter: »Das ist es ja! Die Geschichte der Juden bekommt so das Gesicht des Märchens, das der Mensch später mit seiner Kindheit in den Schlund des Vergessens wirft.«

*

Ich verabschiedete mich auf dem Platz der Republik von meinem Freunde Leo Lederer, als unerwartet Franz Kafka auf mich zutrat.

»Ich gehe schon vom Teschnov hinter Ihnen«, sagte er nach den üblichen einleitenden Sätzen. »Sie waren ganz im Gespräch verloren.«

»Leo erklärte mir den Taylorismus und die Arbeitsteilung in der Industrie.«

»Das ist eine schreckliche Sache.«

»Sie denken dabei, Herr Doktor, an die Versklavung der Menschen?«

»Es handelt sich um mehr als das. Bei so einem gewaltigen Frevel kann zum Schluß nur die Knechtung durch das Böse herauskommen. Das ist natürlich. Der erhabenste und am wenigsten abtastbare Teil aller Schöpfung, die Zeit, wird in das Netz unreiner Geschäftsinteressen gepreßt. Damit wird nicht nur die Schöpfung, sondern vor allem der Mensch, der ihr Bestandteil ist, befleckt und erniedrigt. So ein vertaylorisiertes Leben ist ein grauenvoller Fluch, aus dem nur Hunger und Elend an Stelle des gewünschten Reichtums und Gewinnes erwachsen kann. Das ist ein Fortschritt . . .«

»Zum Weltuntergang«, ergänzte ich seinen Satz. Franz Kafka schüttelte den Kopf.

»Wenn man das wenigstens mit Sicherheit sagen könnte. Es ist aber nichts sicher. Darum kann man nichts sagen. Man kann nur schreien, stammeln, keuchen. Das lauf ende Band des Lebens trägt einen irgendwohin – man weiß nicht wohin. Man ist mehr Sache, Gegenstand – als Lebewesen.«

Kafka blieb plötzlich stehen und streckte die Hand aus.

»Sehen Sie! Hier, hier! Sehen Sie es?«

Aus einem Haus der Jakobsgasse, wohin wir während des Gespräches gelangt waren, lief ein kleiner, einem Wollknäuel ähnlicher Hund, überquerte unseren Weg und verschwand hinter der Ecke der Tempelgasse.

»Ein niedliches Hündchen«, bemerkte ich.

»Ein Hund?« fragte Kafka mißtrauisch und setzte sich langsam in Bewegung.

»Ein kleiner, junger Hund. Haben Sie ihn nicht gesehen?«

»Gesehen habe ich. Ob es aber ein Hund war?«

»Ein Pudelchen war es.«

»Ein Pudel! Das kann ein Hund, aber auch ein Zeichen sein. Wir Juden irren uns manchmal in tragischer Weise.«

»Es war nur ein Hund«, sagte ich.

»Das wäre gut«, nickte Kafka. »Doch das Nur gilt allein für den, der es gebraucht. Was für den einen ein Abfallbündel oder ein Hund ist, das ist für den anderen ein Zeichen.«

»Odradek⁴⁸ aus der Geschichte *Die Sorge des Hausvaters*«, bemerkte ich.

Kafka reagierte aber nicht auf meine Worte, sondern sprach in der begonnenen Richtung weiter den abschließenden Satz: »Etwas geht immer über die Rechnung hinaus.«

Wir durchschritten schweigend den Teinhof. Vor dem Seitenportal der Teinkirche sagte ich: »Bloy schreibt, daß die tragische Schuld der Juden darin bestehe, daß sie den Messias nicht erkannt haben.«

»Vielleicht ist dem wirklich so«, sagte Kafka. »Vielleicht haben sie ihn wirklich nicht erkannt. Wie grausam ist aber ein Gott, der zuläßt, daß seine Geschöpfe ihn nicht erkennen. Es meldet sich doch immer der Vater zu den Kindern, da diese nicht richtig denken und sprechen können. Das ist aber kein Thema für ein Gespräch auf der Straße. Außerdem bin ich am Ziel.«

Kafka deutete mit einer Kopfbewegung auf das Geschäft seines Vaters, reichte mir die Hand, grüßte und verschwand mit raschen Schritten im Kinsky-Palais.

*

Ich bekam eine salesianische Zeitschrift, in der eine Nachricht über eine Knabenstadt war, welche im Jahre 1917 von dem irischen Priester Father Flanagan bei Omaha in Nebraska gegründet wurde. Kafka las den Artikel und sagte: »Alle unsere Städte und Werke entstanden durch die Arbeit solcher verirrter Knaben, welche die Freiheit dadurch gefunden haben, daß sie sich unterordneten.«

*

Franz Kafka blätterte in dem Buch *Der Geist der russischen Revolution* von Alfons Paquet⁴⁹, das ich in seine Kanzlei mitgebracht habe.

»Wollen Sie das Buch lesen?« fragte ich.

»Danke«, sagte Kafka und reichte mir das Buch über die Tischplatte. »Ich habe jetzt keine Zeit. Schade. Die Menschen versuchen in Rußland eine vollkommen gerechte Welt aufzubauen. Das ist eine religiöse Angelegenheit.«

»Der Bolschewismus wendet sich aber gegen die Religionen.«

»Er tut es, weil er selbst eine Religion ist. Diese Interventionen, Aufstände und Blockadebestimmungen, was sind das für Dinge? Das sind kleine Vorspiele großer, grausamer Religionskriege, die über die Welt hinwegrasen werden.«

*

Wir begegneten einer großen Gruppe von Arbeitern, die mit Fahnen und Standarten zu einer Versammlung zogen. Kafka bemerkte: »Die Leute sind so selbstbewußt, selbstsicher und gut aufgelegt. Sie beherrschen die

Straße und meinen darum, daß sie die Welt beherrschen. In Wirklichkeit irren sie doch. Hinter ihnen sind schon die Sekretäre, Beamten, Berufspolitiker, alle die modernen Sultane, denen sie den Weg zur Macht bereiten.«

»Sie glauben nicht an die Kraft der Massen?«

»Ich sehe sie, diese formlose, scheinbar unbändige Kraft der Massen, welche sich danach sehnt, gebändigt und geformt zu werden. Am Schluß jeder wirklich revolutionären Entwicklung erscheint ein Napoleon Bonaparte.«

»Sie glauben nicht an eine weitere Ausbreitung der russischen Revolution?«

Kafka schwieg einen Augenblick, dann sagte er: »Je weiter sich eine Überschwemmung ausbreitet, um so seichter und trüber wird das Wasser. Die Revolution verdampft, und es bleibt nur der Schlamm einer neuen Bürokratie. Die Fesseln der gequälten Menschheit sind aus Kanzleipapier.«

*

Ich berichtete Franz Kafka von einem Vortrag über die Lage in Rußland, welcher vom Verband der marxistischen Studenten⁵⁰ im Rosa-Saal des Sozialdemokratischen Volkshauses in der Hybernergasse veranstaltet und von mir in Begleitung meines Vaters besucht wurde.

Nachdem ich meinen Bericht beendet hatte, bemerkte Franz Kafka: »Ich verstehe nichts von politischen Dingen. Das ist natürlich ein Mangel, den ich gerne beseitigen möchte. Ich habe aber so viele Fehler! Die allernächsten Dinge fliehen vor mir immer mehr und mehr in die Ferne. Ich bewundere Max Brod, der sich selbst im Gestrüpp der Politik auskennt. Er erzählt mir oft sehr viel und lange über das Tagesgeschehen. Ich höre ihm zu, so wie ich jetzt Ihnen zuhörte, und doch – kann ich in die Sache nicht ganz eindringen.«

»Habe ich mich nicht gut ausgedrückt?«

»Sie mißverstehen mich. Sie haben sich gut ausgedrückt. Der Fehler ist in mir. Der Krieg, die Revolution in Rußland und das Elend der ganzen Welt erscheinen mir wie eine Flut des Bösen. Es ist eine Überschwemmung. Der Krieg hat die Schleusen des Chaos geöffnet. Die äußeren Hilfskonstruktionen der menschlichen Existenz brechen zusammen. Das geschichtliche Geschehen wird nicht mehr vom Einzelnen, sondern nur noch von den Massen getragen. Wir werden gestoßen, gedrängt, hinweggefegt. Wir erleiden die Geschichte.«

»Sie meinen also, daß der Mensch nicht mehr Mitschöpfer der Welt sei?«

Kafka machte einige kleine, pendelnde Bewegungen mit dem Oberkörper.

»Sie verstehen mich wieder nicht. Im Gegenteil: der Mensch hat seine Mitarbeit und Mitverantwortung an der Welt von sich geworfen.«

»Das ist nicht möglich. Sehen Sie nicht das Anwachsen der Arbeiterpartei? Die Mobilität der Massen?«

[Meine Bemerkung war ein Wiederhall des Vortrages über die Lage in Rußland und die daran geknüpften Äußerungen meines Vaters.]

»Das ist es eben«, sagte Franz Kafka. »Die Bewegung nimmt uns die Möglichkeit des Schauens. Unser Bewußtsein wird verengt. Ohne daß wir es merken, verlieren wir die Besinnung, ohne das Leben zu verlieren.«

»Sie meinen also, daß die Menschen verantwortungslos werden?«

Franz Kafka lächelte bitter.

»Wir alle leben so, als ob wir Alleinherrscher wären. Dadurch werden wir zu Bettlern.«

»Wohin wird das führen?«

Kafka zuckte die Achseln und sah zum Fenster hinaus.

»Die Antworten sind nur Wünsche und Versprechungen. Das ist aber keine Sicherheit.«

»Wenn es aber keine Sicherheit gibt, was ist dann das ganze Leben?«

»Das ist ein Sturz. Vielleicht ist es ein Sündenfall.«

»Was ist Sünde?«

Kafka befeuchtete die Unterlippe mit der Zungenspitze, ehe er antwortete.

»Was ist Sünde . . . Wir kennen das Wort und die Handhabung, aber das Empfinden und die Erkenntnis sind uns abhanden gekommen. Vielleicht ist das schon die Verdammung, die Gottverlassenheit, das Sinnlose.«

Das Eintreten meines Vaters unterbrach das Gespräch.

Beim Abschied sagte mir Doktor Kafka plötzlich mit dem Ton der Entschuldigung in der Stimme: »Grübeln Sie nicht darüber nach, was ich Ihnen gesagt habe.«

Ich war überrascht. Kafka war für mich Lehrer und Beichtvater. Darum fragte ich ihn bedrückt: »Warum? Sie haben ja alles ganz ernst gemeint.«

Er lächelte.

»Eben darum. Mein Ernst könnte auf Sie wie ein Gift wirken. Sie sind jung.«

Das beleidigte mich.

»Jugend ist doch kein Gebrechen. Deswegen kann ich immer noch denken.«

»Ich sehe, daß wir einander heute wirklich nicht verstehen. Das ist aber gut. Das Mißverstehen schützt Sie vor meinem bösen Pessimismus, der – eine Sünde ist.«

*

Zu Weihnachten 1921 bekam ich von meinem Vater ein Buch *Die Befreiung der Menschheit, Freiheitsideen der Vergangenheit und Gegenwart*⁵¹. Als ich – ich denke im Frühling 1923 – diesen umfangreichen Band Franz Kafka zeigte, betrachtete er lange die Reproduktionen der Bilder *Der Krieg* von Arnold Böcklin und *Die Schädelpyramide* von W. W. Weresschtschagin.

»Der Krieg wurde eigentlich noch nie richtig dargestellt«, sagte Kafka. »Gewöhnlich werden nur Teilerscheinungen oder Ergebnisse – wie diese Schädelpyramide – gezeigt. Das Schreckliche des Krieges ist aber die Auflösung aller bestehenden Sicherheiten und Konventionen. Das animalische Physische überwuchert und erstickt alles Geistige. Es ist wie eine Krebskrankheit. Der Mensch lebt nicht mehr Jahre, Monate, Tage, Stunden, sondern nur noch Augenblicke. Und selbst die lebt er nicht mehr. Er wird sich ihrer nur noch bewußt. Er existiert bloß.«

»Das wird durch die Nähe des Todes verursacht«, bemerkte ich.

»Das wird durch das Wissen und die Angst vor dem Tode verursacht.«

»Ist das nicht dasselbe?«

»Nein, das ist nicht dasselbe. Wer das Leben voll begreift, hat keine Angst vor dem Sterben. Todesangst ist nur das Ergebnis eines nichterfüllten Lebens. Es ist eine Äußerung der Untreue.«

*

Wir sprachen über eine der zahlreichen internationalen Konferenzen der Nachkriegszeit.

Franz Kafka sagte: »Diese großen politischen Zusammenkünfte haben ein ganz gewöhnliches Kaffeehausniveau. Die Leute reden sehr viel und sehr laut, um so wenig wie möglich zu sagen. Es ist ein lärmendes Schweigen. Das wirklich Wahre und Interessante dabei sind nur die Geschäfte im Hintergrund, die mit keinem Wort erwähnt werden.«

»Ihrer Ansicht nach dient die Presse also nicht der Wahrheit.«

Ein schmerzliches Lächeln verzog Kafkas Mundwinkel.

»Die Wahrheit gehört zu den wenigen wirklich großen und wertvollen Dingen des Lebens, die man nicht kaufen kann. Der Mensch bekommt sie geschenkt, so wie die Liebe oder Schönheit. Die Zeitung ist aber eine Ware, mit der gehandelt wird.«

»Die Presse dient also der Verdummung der Menschheit«, bemerkte ich ängstlich.

Franz Kafka lachte und schob sein Kinn triumphierend nach vorne.

»Nein, nein! Alles, selbst die Lüge dient der Wahrheit. Schatten löschen die Sonne nicht aus.«

*

Franz Kafka war Zeitungen gegenüber sehr skeptisch. Er lächelte, wenn er bei mir ein Paket von verschiedenen Zeitungen sah.

Einmal sagte er: »Die Redewendung ›in der Zeitung vergraben zu sein‹ erfaßt wirklich die Situation. Die Zeitung bringt die Ereignisse der Welt – Stein neben Stein, Schmutzklumpen neben Schmutzklumpen. Es ist ein Erd- und Sandhaufen. Wo ist der Sinn? Die Geschichte als eine Anhäufung von Geschehnissen zu sehen, bedeutet nichts. Es kommt auf den Sinn der Ereignisse an. Den finden wir aber nicht in der Zeitung, sondern nur im Glauben, in der Objektivisierung des Anscheinend-Zufälligen.«

*

Ich kam in Kafkas Kanzlei. Niemand war dort. Aufgeschlagene Schriftstücke, ein Teller mit zwei Birnen und einige Zeitungen auf Kafkas Tisch zeugten dafür, daß er im Gebäude sei. Ich setzte mich also auf den ›Besuchersessel‹ neben dem Schreibtisch, nahm das *Prager Tagblatt* und las.

Nach einer Weile kam Kafka.

»Haben Sie lange gewartet?«

»Nein. Ich habe gelesen«, sagte ich und zeigte ihm die Zeitung mit dem Artikel *Die Tagung des Völkerbundes*.

Kafka machte eine hilflose Geste. »Der Völkerbund! Ist das überhaupt ein Bund der Völker? Ich denke, daß die Bezeichnung Völkerbund nur die Maske eines neuen Kampfplatzes ist.«

»Sie meinen, daß der Völkerbund keine Friedensorganisation sei?«

»Der Völkerbund ist eine Organisation, die der Lokalisierung des Kampfes dient. Der Krieg geht ja weiter, nur werden jetzt andere Kampfmittel angewendet. Divisionen von Soldaten wurden durch Banken der Händler ersetzt. An Stelle des Kriegspotentials der Industrie trat die Kampffähigkeit der Finanzen. Der Völkerbund ist kein Bund der Völker, sondern nur eine Umschlagstätte der verschiedenen Interessengemeinschaften.«

*

Ich machte Franz Kafka auf einen großen Aufsatz über das Reparationsproblem aufmerksam. Er sah über das Zeitungsblatt hinweg, schob die Unterlippe ein wenig nach vorne und bemerkte: »Das alles ist im Grunde ganz einfach. Wirklich schwer und unlösbar sind nur die Probleme, die man nicht formulieren kann, weil sie die Problematik des ganzen Lebens zum Inhalt haben.«

*

Wir sprachen über einen Zeitungsartikel, in welchem über die schlechten Friedensaussichten in Europa geschrieben wurde.

»Der Friedensvertrag ist doch endgültig«, bemerkte ich.

»Nichts ist endgültig«, sagte Franz Kafka. »Nach Abraham Lincoln ist nichts endgültig geregelt, solange es nicht gerecht geregelt ist.«

»Wann wird das sein?« fragte ich.

Kafka zuckte die Achseln.

»Wer kann das wissen? Menschen sind keine Götter. Die Geschichte wird durch die Fehler und das Heldentum jedes unbedeutenden Augenblickes gebildet. Wenn man einen Stein in den Fluß wirft, bilden sich Wellenkreise. Die Mehrzahl der Menschen lebt aber ohne das Bewußtsein überindividueller Verantwortung, und das ist – denke ich – der Kern des Elends.«!

»Was sagen Sie zu dem Fall Max Hoelz?« fragte ich.

[Der Führer des Mitteldeutschen Aufstandes im Jahre 1921 wurde jenseits der deutschen Grenze verhaftet. Die tschechoslowakische Regierung lehnte es ab, ihn an Deutschland auszuliefern.]

Kafka zuckte die Achseln.

»Kann man das Gute durch das Böse erreichen? Die Kraft, welche sich gegen das Schicksal stellt, ist eigentlich eine Schwäche. Hingabe und Hinnahme sind viel stärker. Das kann aber der Marquis de Sade nicht verstehen.«

»Marquis de Sade?« wunderte ich mich.

»Ja«, nickte Franz Kafka. »Marquis de Sade, dessen Lebensgeschichte Sie mir geborgt haben, ist der eigentliche Patron unserer Zeit.«

»Das doch vielleicht nicht.«

»O ja. Marquis de Sade kann Lebensfreude nur durch das Leid des anderen gewinnen, so wie der Luxus der Reichen durch das Elend der Armen bezahlt wird.«

Um meine Niederlage zu bemänteln, griff ich in die Aktentasche und zeigte ihm Reproduktionen der Bilder von Vincent van Gogh.

Kafka war sehr erfreut.

»Dieser Kaffeehausgarten⁵² mit der violetten Nacht im Hintergrund ist wunderschön«, sagte er. »Die anderen Bilder sind auch schön. Der Kaffeehausgarten bezaubert mich aber. Kennen Sie seine Zeichnungen?«

»Nein, die kenne ich nicht.«

»Das ist schade. Sie sind in dem Buche der *Briefe aus dem Irrenhaus*. Vielleicht kommen Sie irgendwo zu dem Buch. Ich möchte so gerne zeichnen können. In Wirklichkeit versuche ich es auch immer wieder. Aber es kommt dabei nichts heraus. Es ist eine ganz persönliche Bilderschrift, deren Sinn ich selbst nach einer gewissen Zeit nicht mehr entdecken kann.«

*

Ich zeigte ihm die Jubiläumsbroschüre⁵³ einer Wiener Wochenschrift mit Bildern der wichtigsten Ereignisse der letzten fünfzig Jahre.

»Das ist Geschichte«, sagte ich.

Kafka verzog den Mund.

»Woher! Die Geschichte ist noch viel lächerlicher als diese alten Bilder, da sie ja meistens von Amtshandlungen gebildet wird.«

*

Ich erzählte Kafka meinen Traum: Präsident Masaryk ging – wie ein ganz gewöhnlicher Bürger – am Kai spazieren. Ich sah genau seinen Bart, den Kneifer, seine hinter dem Rücken verschränkten Arme, den losen, geöffneten Wintermantel.

Franz Kafka lächelte.

»Ihr Traum paßt zu Masaryks Persönlichkeit. So eine unformelle Begegnung des Staatsoberhauptes könnte leicht stattfinden. Masaryk ist eine so starke Persönlichkeit, daß er fast ganz auf die äußeren Attribute der Macht verzichten kann. Er ist undogmatisch, darum wirkt er so menschlich.«

*

Ich erzählte den Verlauf einer Versammlung der Nationaldemokraten in Karolinenthal, deren Hauptredner der Finanzminister Doktor A. Rašin war.

»Das ist ein routinierter Arenakämpfer«, meinte Kafka. »Kampf mit den Deutschen ist seine Paradenummer, und dabei ist er der Sprecher von Leuten, die zu den verhaßten deutschen Machthabern viel näher haben als zu der machtlosen tschechischen Volksmenge.«

»Wieso?«

»Die Gebirgsgipfel sehen einander. Mulden und kleine Täler, welche sich in ihrem Schatten drücken, wissen dagegen nichts voneinander, obwohl sie gewöhnlich auf gleichem Niveau leben.«

*

Ich fand auf Kafkas Schreibtisch ein gegen den Außenminister Benes gerichtetes Flugblatt »Očista«⁵⁴ [Die Reinigung].

Franz Kafka sagte: »Doktor Beneš wird Reichtum vorgeworfen. Das ist armselig. Doktor Beneš ist außerordentlich tüchtig. Auf Grund seiner Eigenschaften und Verbindungen würde er auf jeden Fall zu Reichtum gelangen. Dabei könnte er Socken oder Altpapier verkaufen. Der Gegenstand seiner Operationen ist ganz nebensächlich. Er ist ein großer Mann der Handelswelt. Das ist entscheidend für ihn – und für die anderen. Darum sind diese Beschimpfungen stilgemäß zwar richtig, politisch aber ganz unmöglich. Man schießt auf den Mann, ohne seine Taten zu treffen.«

*

In der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt sollten irgendwelche Änderungen der Organisation durchgeführt werden. Mein Vater arbeitete an einer Denkschrift⁵⁵ über diese Sache. Beim Mittagessen machte er Notizen am weißen Rand der Zeitung, und abends sperrte er sich im Speisezimmer ein.

Kafka lächelte, als ich ihm davon erzählte.

»Ihr Vater ist ein liebes altes Kind«, sagte er. »So sind aber alle Menschen, die an Reformen glauben. Sie sehen nicht, daß sich das Bild der Welt nur dadurch ändert, daß etwas in ihr stirbt und etwas geboren wird. Etwas fällt und etwas erhebt sich. Das ändert die Zusammenstellung der Glassplitter im Kaleidoskop. Nur sehr kleine Kinder denken, daß sie das Spielzeug umgebaut haben.«

*

Mein Vater sprach über Franz Kafka sehr vorsichtig. Aus der Art seiner Äußerungen konnte man schließen, daß mein Vater Doktor Kafka beobachtete, dabei aber immer das Gefühl hatte, ihn nicht ganz zu verstehen.

Franz Kafka dagegen hatte für meinen Vater nicht nur Achtung, sondern auch ein tiefes Verständnis.

»Ihr Vater überrascht mich immer wieder mit seiner Vielseitigkeit«, sagte er einmal. »Die Dinge sind für ihn so wirklich. Alles ist ihm so nahe und vertraut. Er muß ein tiefgläubiger Mensch sein, sonst könnte er an die anscheinend einfachsten Dinge der Welt nicht so nahe herankommen.«

Ich erzählte, wie mein Vater seine freie Zeit Tischler- und Schlosserarbeiten widmet. Ich schilderte, mit humoristischen Übertreibungen, seinen Eifer und Handwerkerehrgeiz.

Franz Kafka gefiel aber die Art meines Berichtes nicht.

Er zog die Augenbrauen zusammen, schob die Unterlippe nach vorne, sah mich streng an und sagte: »Lächeln Sie nicht! Tun Sie nicht so, als ob Sie das Schöne nicht sehen würden. Sie maskieren doch nur Ihren Stolz. Denn Sie sind stolz auf Ihren Vater. Und mit Recht. Er ist so rührend fruchtbar, weil er gar nicht eitel ist. Durch diese Tatsache werden Sie aber ganz befangen. Sie lächeln, weil es Ihnen leid tut, daß Sie mit Ihrem Vater nicht mittischlern und mitschlossern können. Ihr Lächeln? Das sind ungeweihte Tränen.«

*

»Ich habe Werfels Bühnendichtung *Spiegel mensch*⁵⁶ gelesen.«

»Ich kenne diese Arbeit schon lange«, sagte Kafka. »Werfel hat uns zweimal verschiedene Teile davon vorgelesen. Die Sprache klingt schön, aber – um es aufrichtig zu sagen – ich verstehe die Sache nicht gut. Werfel ist ein dickwandiges Gefäß. Das ertönt viel leichter durch verschiedene mechanische Erschütterungen von außen als durch den gärenden Inhalt.«

»Ist es wahr, daß er einen großen Musikroman schreibt?« fragte ich.

Kafka nickte.

»Ja, daran arbeitet er schon lange. Es soll ein Roman über Verdi und Wagner werden. Er wird uns daraus sicherlich vorlesen, sobald er nach Prag kommt.«

»Sie sagen das mit so bedrücktem Gesichtsausdruck«, bemerkte ich. »Haben Sie Werfel nicht gern?«

»O ja, ich habe ihn sogar sehr gern«, sagte Franz Kafka lebhaft. »Ich kannte ihn ja schon als Gymnasiasten. Max Brod, Felix Weltsch, Werfel und ich sind oft zusammen auf Ausflügen gewesen. Er war der Jüngste und darum vielleicht der Ernsteste. Die Jugend kochte in ihm. Er trug uns seine Gedichte vor. Wir lagen im Gras und blinzelten in die Sonne. Das war eine so schöne Zeit, daß ich allein schon wegen der Erinnerung an sie Werfel lieben muß wie die übrigen Gefährten dieser Zeit.«

»Sie sind aber traurig«, sagte ich.

Kafka lächelte, als ob er sich entschuldigen möchte.

»Schöne Erinnerungen schmecken mit Trauer gemischt viel besser. Ich bin also eigentlich nicht traurig, sondern nur genußsüchtig.«

»Das sind die bitteren Wurzeln von Franz Blei.«

Wir lachten beide. Das war aber nur ein Augenblick.

Franz Kafka war gleich wieder ernst.

»In Wirklichkeit ist es ja ganz anders«, sagte er. »Wenn ich daran denke, daß ich von der Liebe meiner besten Freunde, von der Musik nichts verstehe, so ergreift mich immer eine Art leiser, bittersüßer Trauer. Es ist nur so ein Windhauch, ein Anhauchen des Todes. Im Augenblick ist es weg. Doch wird mir dabei klar, wie unendlich fern mir selbst die allernächsten Menschen sind, und so bekommt mein Gesicht einen bösen Ausdruck, den Sie mir verzeihen müssen.«

»Was soll ich Ihnen verzeihen? Sie haben mir ja nichts getan. Im Gegenteil, ich muß mich wegen meiner Fragerei bei Ihnen entschuldigen.«

Kafka lachte.

»Die einfachste Lösung: die Schuld wird auf Sie ausgedehnt. Ich werde Sie bestechen.«

Kafka öffnete die Schublade seines Schreibtisches und reichte mir ein buntes Bändchen des Insel-Verlages.

»*Was sich Wüstenväter erzählten*«, las ich laut den Titel.

»Es ist reizend«, sagte Kafka. »Ich habe mich wunderbar unterhalten. Die Mönche sind in der Wüste; die Wüste ist aber nicht in ihnen. Das ist Musik! Sie brauchen mir das Büchlein nicht mehr zurückzugeben.«

*

Franz Kafka konnte strittige Dinge schon mit einer einzigen Bemerkung blitzartig beleuchten. Dabei bemühte er sich nie, geistreich oder gar witzig zu erscheinen. Was immer er sagte, aus seinem Munde klang es einfach, selbstverständlich, natürlich. Das wurde nicht durch irgendeine besondere Wortkonstellation, das Mienenspiel oder den Ton der Stimme erzielt. Kafkas ganze Persönlichkeit wirkte auf den Zuhörer. Er war so ruhig und still. Dabei hatte er lebhaft, leuchtende Augen, mit denen er – voller hilfloser Verlegenheit – zu zwinkern begann, wenn ich im Gespräch Musik oder seine schriftstellerische Arbeit berührte.

»Die Musik ist für mich so etwas wie das Meer«, sagte er einmal. »Ich bin überwältigt, hingerissen zur Bewunderung, begeistert und doch so ängstlich, so schrecklich ängstlich vor der Unendlichkeit. Ich bin eben ein schlechter Seemann. Max Brod ist ganz anders. Der stürzt sich kopfüber in die tönende Flut. Das ist ein Preisschwimmer.«

»Max Brod ist Musikliebhaber?«

»Er versteht Musik wie selten jemand. Wenigstens hat es Vítězslav Novák⁵⁷ gesagt.«

»Sie kennen Novák?«

Kafka nickte.

»Flüchtig. Novák und viele andere tschechische Komponisten und Musiker kommen ständig zu Max. Sie haben ihn sehr gerne. Er sie auch. Er hilft jedem, wo er nur kann. Das ist Max.«

»Doktor Max Brod spricht also gut tschechisch?«

»Ausgezeichnet. Ich beneide ihn darum. Sehen Sie –«

Kafka öffnete ein Seitenfach des Schreibtisches.

»Hier sind zwei vollständige Jahrgänge der Zeitschrift *Naše řeč* [Unsere Sprache]. Ich lese und studiere sie eifrig. Schade, daß ich nicht alle bis jetzt erschienenen Hefte habe. Ich würde sie wirklich gerne besitzen. Die Sprache ist der tönende Atem der Heimat. Ich – ich bin aber ein schwerer Asthmatiker, da ich weder tschechisch noch hebräisch kann. Beides lerne ich. Das ist aber so, als ob man einem Traum nachlaufen würde. Wie kann man außen etwas finden, das aus dem Innern kommen soll?«

Kafka schloß das Seitenfach des Schreibtisches.

»Aus der Karpfengasse in der Judenstadt, wo ich geboren wurde, zur Heimat ist es unermesslich weit!«

»Ich wurde in Südslawien geboren«, bemerkte ich, da mich der Ausdruck seiner Augen rührte.

Kafka schüttelte aber langsam den Kopf.

»Aus der Judenstadt zur Teinkirche ist es viel, viel weiter. Ich bin aus einer anderen Welt.«

*

Bei einer anderen Gelegenheit, als wir auf die tschechischen Sprachreiniger zu sprechen kamen, bemerkte er: »Die größte Schwierigkeit der tschechischen Sprache besteht darin, sie richtig von den anderen Sprachen abzugrenzen. Sie ist jung, und darum muß man sie sorgsam hüten.«

*

»Musik zeugt neue, feinere, kompliziertere und darum gefährlichere Reize«, sagte Franz Kafka einmal. »Dichtung will aber die Wirrnis der Reize klären, in das Bewußtsein heben, reinigen, und dadurch vermenschlichen. Musik ist eine Multiplikation des sinnlichen Lebens. Die Dichtung dagegen ist seine Bändigung und Höherführung.«

*

Ich bemühte mich, den Ideengehalt eines Theaterstückes, das ich eben gelesen hatte, zu erklären.

»Und alles das wird dort einfach gesagt?« frug Kafka.

»Nein«, antwortete ich. »Der Verfasser arbeitet an einer bildlichen Darstellung dieser Dinge.«

Er nickte kurz: »Das ist richtig. Etwas nur sagen ist zu wenig. Man muß die Dinge leben. Die Sprache ist da ein wesentlicher Mittler, etwas Lebendiges, ein Medium. Das darf man aber nicht wie ein Mittel behandeln, sondern man muß es auch erleben, durchleiden. Die Sprache ist eine ewige Geliebte.«

*

Über eine Anthologie⁵⁸ von Arbeiten expressionistischer Dichter sagte er: »Das Buch macht mich traurig. Die Dichter strecken nach den Menschen die Hände aus. Die Menschen sehen aber keine freundschaftlichen Hände, sondern nur krampfhaft geschlossene Fäuste, die nach den Augen und Herzen zielen.«

*

Wir sprachen über Platons ideale Staatsgesetze, die ich in der Ausgabe des Verlages Eugen Diederichs las.

Ich hatte Bedenken dagegen, daß Platon die Dichter aus der Gemeinschaft seines Staates ausschloß.

Kafka sagte: »Das ist durchaus verständlich. Die Dichter versuchen es, dem Menschen andere Augen einzusetzen, um dadurch die Wirklichkeit zu verändern. Darum sind sie eigentlich staatsgefährliche Elemente, denn sie wollen ändern. Der Staat und mit ihm alle seine ergebenen Diener wollen nämlich nur dauern.«

*

Ich begleitete Kafka aus der Kanzlei nach Hause.

Vor dem Eingang des Hauses seiner Eltern auf dem Altstädter Ring trafen wir unerwartet mit Felix Weltsch, Max Brod und seiner Frau⁵⁹ zusammen. Es wurden einige Worte gewechselt und ein Besuch bei Oskar Baum für den Abend vereinbart.

Als Kafkas Freunde uns verließen, erinnerte er sich plötzlich, daß ich Brods Frau zum erstenmal sah.

»Und ich habe Sie gar nicht richtig vorgestellt«, sagte er. »Das tut mir wirklich leid.«

»Das macht nichts«, meinte ich. »Ich konnte sie mir wenigstens besser ansehen.«

»Gefiel sie Ihnen?« fragte Kafka.

»Sie hat märchenhaft blaue Augen«, bemerkte ich.

Kafka erstaunte.

»Das haben Sie sofort entdeckt?«

»Ich studiere Augen. Sie sagen mir mehr als Worte«, sagte ich großartig.

Aber Franz Kafka hörte nicht. Ernst sah er über mich hinweg.

»Alle meine Freunde haben wunderbare Augen«, sagte er. »Die Strahlen ihrer Augen sind die einzige Beleuchtung des dunklen Verliebes, in dem ich lebe. Doch das ist auch nur ein Kunstlicht.«

Er lachte, reichte mir die Hand und ging in das Haus.

*

Über die Schlaflosigkeit, an der er litt, sagte er einmal: »Vielleicht verbirgt sich hinter dieser Schlaflosigkeit nur eine große Todesangst. Vielleicht fürchte ich mich, daß die Seele – welche mich im Schläfe verläßt – nicht mehr zurückkehren könnte. Vielleicht ist die Schlaflosigkeit nur das allzu wache Bewußtsein der Sünde, das sich vor der Möglichkeit eines raschen Gerichtes fürchtet. Vielleicht ist die Schlaflosigkeit selbst schon Sünde. Vielleicht ist sie eine Auflehnung gegen das Natürliche.«

Ich bemerkte, daß Schlaflosigkeit eine Krankheit sei.

Kafka antwortete darauf: »Die Sünde ist die Wurzel jeder Krankheit. Das ist der Grund der Sterblichkeit.«

*

Ich war mit Kafka in einer Ausstellung französischer Maler im Ausstellungssaal am Graben. Es waren dort Bilder von Picasso: kubistische Stilleben und rosa Frauen mit riesigen Füßen.

»Das ist ein mutwilliger Deformator«, bemerkte ich.

»Das glaube ich nicht«, sagte Kafka. »Er notiert bloß die Verunstaltungen, die noch nicht in unser Bewußtsein eingedrungen sind. Kunst ist ein Spiegel, der ›vorausgeht‹ wie eine Uhr – manchmal.«

*

Ich brachte Photographien konstruktivistischer Bilder.

Kafka sagte: »Das alles sind nur Träume von einem wunderbaren Amerika, von einem Zauberland unbeschränkter Möglichkeiten. Das ist durchaus verständlich, da Europa immer mehr und mehr zum Land der unmöglichen Beschränktheit wird.«

*

Wir sahen eine Sammlung politischer Zeichnungen von George Grosz⁶⁰ an.

»Das ist aber ein Haß«, bemerkte ich.

Franz Kafka lächelte sonderbar.

»Enttäuschte Jugend«, sagte er nach einer Weile. »Es ist ein Haß, der aus der Unmöglichkeit zu lieben entsteht. Die Kraft des Ausdruckes entspringt einer ganz bestimmten Schwäche. Das ist die Quelle der Verzweiflung und Gewalttätigkeit dieser Zeichnungen. Übrigens habe ich in einem Almanach irgendwelche Gedichte von Grosz gelesen.«

Kafka zeigte auf die Zeichnungen: »Das ist gezeichnete Literatur.«

*

Ich brachte Kafka einige neue Bücher aus der Buchhandlung Neugebauer zur Ansicht.

Als er in einem Band mit Zeichnungen von George Grosz blätterte, sagte er: »Das ist die alte Ansicht vom Kapital – der dicke Mann im Zylinderhut sitzt auf dem Geld der Armen.«

»Das ist ja nur eine Allegorie«, bemerkte ich.

Franz Kafka zog die Augenbrauen zusammen.

»Sie sagen ›nur! Die Allegorie wird im Denken der Menschen zum Abbild der Wirklichkeit, was natürlich falsch ist. Aber die Verirrung ist schon hier.«

»Sie meinen also, Herr Doktor, daß das Bild falsch sei.«

»Das möchte ich nicht gerade sagen. Es ist richtig, und es ist falsch. Richtig ist es nur nach einer Richtung hin. Falsch ist es, insofern es diese Teilansicht zur Gesamtansicht proklamiert. Der dicke Mann im Zylinderhut sitzt den Armen im Nacken. Das ist richtig. Der dicke Mann ist aber der Kapitalismus, und das ist nicht mehr ganz richtig. Der dicke Mann beherrscht den armen Mann im Rahmen eines bestimmten Systems. Er ist aber nicht das System selbst. Er ist nicht einmal sein Beherrscher. Im Gegenteil: der dicke Mann trägt auch Fesseln, die in dem Bild nicht dargestellt sind. Das Bild ist nicht vollständig. Darum ist es nicht gut. Der Kapitalismus ist ein System von Abhängigkeiten, die von innen nach außen, von außen nach innen, von oben nach unten und von unten nach oben gehen. Alles ist abhängig, alles ist gefesselt. Kapitalismus ist ein Zustand der Welt und der Seele.«

»Wie würden Sie ihn also darstellen?«

Doktor Kafka zuckte die Achseln und lächelte traurig.

»Ich weiß nicht. Wir Juden sind eigentlich keine Maler. Wir können die Dinge nicht statisch darstellen. Wir sehen sie immer im Fluß, in der Bewegung, als Wandlung. Wir sind Erzähler.«

Das Eintreten eines Beamten unterbrach das Gespräch.

Als der störende Besuch die Kanzlei verließ, wollte ich auf das eben begonnene interessante Gesprächsthema zurückkommen. Kafka sagte jedoch abschließend: »Lassen wir das. Ein Erzähler kann nicht über das Erzählen sprechen. Er erzählt oder er schweigt. Das ist alles. Seine Welt beginnt in ihm zu tönen oder sie versinkt in Schweigen. Meine Welt verklingt. Ich bin ausgebrannt.«

*

Ich zeigte ihm mein Porträt, das mein Freund Vladimír Sychra⁶¹ zeichnete.

Kafka war von der Zeichnung begeistert.

»Die Zeichnung ist wunderschön. Sie ist voller Wahrheit«, sagte er einigemal.

»Meinen Sie damit, daß sie getreu wie eine Photographie ist?«

»Was fällt Ihnen ein? Nichts kann Sie so täuschen wie eine Photographie. Die Wahrheit ist doch eine Angelegenheit des Herzens. Dem kann man nur mit der Kunst beikommen.«

*

»Wirkliche Realität ist immer unrealistisch«, sagte Franz Kafka. »Sehen Sie sich die Klarheit, Reinheit und Wahrhaftigkeit eines chinesischen farbigen Holzschnittes an. So sprechen zu können – das wäre etwas!«

*

Wir betrachteten Josef Čapeks⁶² Linoleumschnitte in der radikalen Zeitschrift *Červen* [Juni].

»Die Ausdrucksform ist mir etwas unverständlich«, bemerkte ich.

»Dann verstehen Sie auch nicht den Inhalt«, sagte Franz Kafka. »Die Form ist nicht der Ausdruck des Inhaltes, sondern nur sein Anreiz, das Tor und der Weg zum Inhalt. Wirkt er, dann öffnet sich auch der verborgene Hintergrund.«

*

Franz Kafka schenkte mir einige Hefte der Zeitschrift *Der Brenner*, in denen sich Aufsätze von Theodor Haecker, Kierkegaard-Übersetzungen sowie Carl Dallagos Abhandlungen über Giovanni Segantini⁶³ befanden.

Die Lektüre erweckte in mir das Interesse für den Maler der südlichen Alpen. Ich war also sehr erfreut, als mein Freund, der junge Schauspieler Franz Lederer, mir Segantinis *Schriften und Briefe* schenkte.

Ich zeigte das Buch Kafka, wobei ich ihn besonders auf folgenden Absatz aufmerksam machte, der mir sehr gefiel: »Kunst ist nicht jene Wahrheit, die ist und außerhalb von uns besteht. Die hat und kann keinen Wert als Kunst haben: Diese ist und kann nur blinde Nachahmung der Natur sein, das heißt eine einfache Wiedergabe der Natur der Materie. Die Materie jedoch muß durch den Geist bearbeitet werden, um zu ewiger Kunst emporzuwachsen.«

Franz Kafka reichte mir das Buch über, die Tischplatte, sah einen Augenblick ins Leere, dann wandte er sich heftig zu mir: »Die Materie muß durch den Geist bearbeitet werden. Was ist das? Das ist das Erleben, nichts als das Erleben und Bewältigen des Erlebten. Darauf kommt es an.«

*

Franz Kafka machte immer ein sehr verwundertes Gesicht, wenn ich ihm sagte, daß ich im Kino gewesen sei. Einmal reagierte ich auf den Wandel seines Gesichtsausdruckes mit der Frage: »Sie lieben das Kino nicht?«

Kafka antwortete nach kurzer Überlegung:

»Eigentlich habe ich nie darüber nachgedacht. Es ist zwar ein großartiges Spielzeug. Ich vertrage es aber nicht, weil ich vielleicht zu »optisch« veranlagt bin. Ich bin ein Augenmensch. Das Kino stört aber das Schauen. Die Raschheit der Bewegungen und der schnelle Wechsel der Bilder zwingen den Menschen zu einem ständigen Überschauen. Der Blick bemächtigt sich nicht der Bilder, sondern diese bemächtigen sich des Blickes. Sie überschwemmen das Bewußtsein. Das Kino bedeutet eine Uniformierung des Auges, das bis jetzt unbekleidet war.«

»Das ist eine schreckliche Behauptung«, bemerkte ich. »Das Auge ist das Fenster der Seele, sagt ein tschechisches Sprichwort.«

Kafka nickte.

»Filme sind eiserne Fensterläden.«

*

Einige Tage später knüpfte ich an dieses Gespräch an.

»Das Kino ist eine schreckliche Macht«, bemerkte ich. »Sie ist viel mächtiger als die Presse. Ladenmädchen, Modistinnen und Schneiderinnen, alle haben sie die Gesichter von Barbara La Marr, Mary Pickford und Pearl White.«

»Das ist natürlich. Die Sehnsucht nach Schönheit macht die Frauen zu Schauspielerinnen. Das reale Leben ist nur ein Abglanz der Träume der Dichter. Die Saiten der Lyra moderner Dichter sind eigentlich endlose Zelluloidstreifen.«

*

Wir sprachen über die Enquête einer Prager Zeitschrift, deren erste Frage lautete: Gibt es eine junge Kunst?

Ich meinte: »Ist es nicht sonderbar, nach einer jungen Kunst zu fragen? Es gibt nur Kunst oder Kitsch. Dieser verbirgt sich oft unter der Maske verschiedener Ismen und Moden.«

Franz Kafka sagte: »Das Schwergewicht der Frage ruht nicht auf dem Hauptwort »Kunst«, sondern auf der näheren Bezeichnung »junge«. Daraus ist ersichtlich, daß man eigentlich das Vorhandensein einer künstlerischen Jugend ernstlich bezweifelt. Es ist auch heute wirklich schwer, sich eine freie, unbeschwerte Jugend vorzustellen. Die grauenvolle Flut dieser Jahre überschwemmte alles. Auch die Kinder. Wohl schließen Unreinheit und Jugend einander gegenseitig aus. Wo ist aber die Jugend der Menschen von heute? Sie ist mit der Unreinheit so vertraut und befreundet. Die Menschen kennen die Macht der Unreinheit. Die Macht der Jugend haben sie aber vergessen. Darum zweifeln sie an der Jugend selbst. Und Kunst ohne den Rausch der Sicherheit der Jugend?«

Franz Kafka breitete die Arme aus, um sie wie gelähmt in den Schoß sinken zu lassen.

»Die Jugend ist schwach. Der Druck von außen ist so stark. Sich wehren und gleichzeitig hinzugeben – daraus entsteht ein Krampf, der das Gesicht entstellt. Die Sprache der jungen Künstler verbirgt mehr, als sie offenbart.«

Ich sagte ihm, daß die jungen Künstler, mit denen ich bei Lydia Holzner zusammengekommen war, gewöhnlich schon Menschen um die vierzig Jahre herum waren.

Franz Kafka nickte.

»Das stimmt. Viele Menschen holen erst jetzt ihre Jugend nach. Erst jetzt absolvieren sie ihre Räuber- und Indianerspiele. Natürlich machen sie das nicht in der Weise, daß sie mit Pfeil und Bogen über die Wege des Stadtparkes laufen. Nein! Sie sitzen im Kino und sehen sich Abenteuerfilme an. Das ist alles. Das verdunkelte Kino ist die Laterna magica ihrer versäumten Jugend.«

*

Im Gespräch über junge Schriftsteller sagte Franz Kafka: »Ich beneide die Jugend.«

Ich bemerkte: »Sie sind ja noch nicht so alt.«

Kafka lächelte: »Ich bin so alt wie das Judentum, wie der Ewige Jude.«

Ich sah ihn von der Seite an. Kafka legte mir seinen Arm auf die Schulter.

»Jetzt sind Sie erschrocken. Das war nur ein armseliger Versuch, einen Witz zu machen. Die Jugend beneide ich aber wirklich. Je älter der Mensch wird, um so breiter wird sein Horizont. Die Lebensmöglichkeiten werden aber kleiner und kleiner. Zum Schluß bleibt nur ein einziges Aufschauen, ein einziges Ausatmen. Der Mensch überblickt in dem Augenblick wahrscheinlich sein ganzes Leben. Zum erstenmal – und zum letztenmal.«

*

Richard Hülsenbeck, der Führer der deutschen Dadaisten, hielt einen Vortrag in Prag.

Ich schrieb einen Informationsbericht darüber. Die Handschrift brachte ich Kafka.

»Ihr Bericht sollte nicht Dada, sondern Dudu heißen«, sagte er, nachdem er den Artikel gelesen hatte. »Die Sätze sind von einer großen Sehnsucht nach Menschen erfüllt. Also im Grunde von einer Sehnsucht nach Wachstum, Erweiterung des eigenen kleinen Ich, nach Gemeinschaft. Man flüchtet dabei aus der Einsamkeit des kleinen, traurigen Ich in den Radau kindlicher Torheiten. Es ist ein freiwilliger, und darum lustiger Irrsinn. Aber Irrsinn. – Wie kann man den anderen finden, wenn man sich selbst verliert? Der andere – das ist die Welt in ihrer ganzen großartigen Tiefe – eröffnet sich nur in der Stille. Sie selbst beruhigen sich aber nur darum, um den Zeigefinger tadelnd zu erheben: ›Du, du!‹«

Ich verbrannte die Handschrift.

*

Ich hatte einen Artikel über den Roman *Die Tür ins Unmögliche* von Oskar Baum geschrieben. Franz Kafka gab meine Arbeit Felix Weltsch, welcher sie als Feuilleton in der Zeitschrift *Selbstwehr* veröffentlichte. Einige Tage darauf traf mich in Kafkas Kanzlei ein Beamter – ich glaube, daß er Gütling hieß –, welcher gleich meinen Artikel zu analysieren begann.

Seine Kritik war natürlich ablehnend.

Meine Abhandlung sowie Baums Roman waren – in den Augen des Sprechers – ›dadaistische Äußerungen eines krankhaften Geistes«.

Ich schwieg.

Als er aber die angeführte Behauptung schon etwa zum fünftenmal wiederholte, rührte sich Kafka.

»Wenn der Dadaismus krankhaft ist, dann ist er aber doch nur ein äußeres Anzeichen. Nichts mehr. Die Krankheit vernichten Sie aber nicht dadurch, daß Sie Ihre Äußerung isoliert unterdrücken. Im Gegenteil: damit wird es noch ärger. Ein einziges, nach innen durchbrechendes Geschwür ist viel gefährlicher als einige Oberflächengeschwüre. Soll eine wirkliche Besserung herbeigeführt werden, so muß die Grundlage der krankhaften Veränderungen beseitigt werden. Die durch den Krampf verursachten Verunstaltungen verschwinden dann allein.«

Gütling antwortete nicht.

Das Kommen eines anderen Beamten beendete die Debatte.

Als ich mit Kafka wieder allein in der Kanzlei war, fragte ich: »Sind Sie auch der Meinung, daß mein Aufsatz über Baums Buch dadaistisch sei?«

Kafka lächelte.

»Woher? Über Ihren Aufsatz wurde überhaupt nicht gesprochen.«

»Ich bitte Sie –«

Kafka machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Das ist doch kein Urteil! Der Kritiker schwenkte das Wort ›dadaistisch‹ so wie ein kleiner Junge einen Kindersäbel. Der will mit der schrecklichen Waffe nur blenden, da er sehr gut weiß, daß seine Waffe eigentlich nur ein Spielzeug ist. Es genügt, wenn man ihm einen wirklichen Säbel entgegenhält, dann ist der Junge gleich ruhig, da er um sein Spielzeug bangt.«

»Sie sprachen also nicht über Baum und meine Zeilen, sondern über den Dadaismus.«

»Ja, ich besah mir den Säbel.«

»Den Dadaismus betrachten Sie aber auch als Krankheitsanzeichen«, bemerkte ich.

»Der Dadaismus ist – ein Gebrechen«, sagte Franz Kafka sehr ernst. »Das geistige Rückgrat ist geknickt. Der Glaube ist gebrochen.«

»Was ist Glaube?«

»Wer den Glauben hat, der kann ihn nicht definieren, und wer ihn nicht hat, auf dessen Definition lastet der Schatten der Ungnade. Der Gläubige kann nicht, und der Ungläubige sollte darum nicht sprechen. Die Propheten sprechen eigentlich immer nur von den Stützpunkten des Glaubens und nie vom Glauben allein.«

»Es spricht aus ihnen der Glaube, der über sich selbst schweigt.«

»Ja, so ist es.«

»Und Christus?«

Kafka neigte den Kopf.

»Das ist ein lichterfüllter Abgrund. Man muß die Augen schließen, um nicht abzustürzen. Max Brod schreibt ein großes Werk *Heidentum, Christentum, Judentum*⁶⁴. Vielleicht werde ich durch die Zwiesprache mit dem Buche etwas Klarheit in mir finden.«

»Sie erwarten so viel von dem Buch?«

»Nicht nur von dem Buch, sondern vor allem von jedem Augenblick. Ich bemühe mich, ein richtiger Anwärter der Gnade zu sein. Ich warte und schaue. Vielleicht kommt sie – vielleicht kommt sie nicht. Möglich, daß diese ruhige unruhige Erwartung schon ihr Vorbote oder sie selbst ist. Ich weiß es nicht. Doch das beunruhigt mich nicht. Ich habe während der Zeit – mit meiner Unwissenheit Freundschaft geschlossen.«

*

Wir kamen im Gespräch auf den Wert und Unwert der verschiedenen Konfessionen zu sprechen. Ich versuchte, von Kafka eine persönliche Erklärung zu bekommen; das gelang mir jedoch nicht.

Franz Kafka sagte: »Gott ist nur persönlich faßbar. Jeder Mensch hat sein Leben und seinen Gott. Seinen Verteidiger und Richter. Priester und Riten sind nur Krücken des erlahmenden Erlebens der Seele.«

*

Als Kafka einmal unter den Büchern in meiner Aktentasche einen Kriminalroman sah, sagte er: »Sie brauchen sich nicht zu schämen, daß Sie so etwas lesen. *Schuld und Sühne* von Dostojewski ist ja eigentlich auch nur ein Kriminalroman. Und Shakespeares *Hamlet*? Das ist ein Detektivstück. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein Geheimnis, das langsam gelüftet wird. Gibt es aber ein größeres Geheimnis als die Wahrheit? Dichtung ist immer nur eine Expedition nach der Wahrheit.«

»Was ist aber die Wahrheit?«

Kafka schwieg einen Augenblick, dann lächelte er spitzbübisch.

»Das sieht so aus, als hätten Sie mich gerade bei einer leeren Phrase erlappt. In Wirklichkeit ist dem nicht so. Die Wahrheit ist das, was jeder Mensch zum Leben braucht und doch von niemand bekommen oder erstehen kann. Jeder Mensch muß sie aus dem eigenen Innern immer wieder produzieren, sonst vergeht er. Leben ohne Wahrheit ist unmöglich. Die Wahrheit ist vielleicht das Leben selbst.«

*

Ich zeigte Franz Kafka die deutsche Übersetzung der Aufsätze *Ziele*⁶⁵ von Oscar Wilde, welche mir Leo Lederer schenkte.

Kafka blätterte in dem Buch und sagte: »Das funkelt und lockt, wie eben nur ein Gift funkeln und locken kann.«

»Das Buch gefällt Ihnen nicht?«

»Das habe ich nicht gesagt. Im Gegenteil: es kann zu leicht gefallen. Das ist auch eine der großen Gefahren dieses Buches. Denn gefährlich ist das Buch, weil es mit der Wahrheit spielt. Das Spiel mit der Wahrheit ist immer ein Spiel mit dem Leben.«

»Sie meinen also, daß es ohne Wahrheit kein wirkliches Leben gibt?«

Franz Kafka nickte schweigend.

Nach einer kleinen Pause sagte er: »Die Lüge ist oft nur der Ausdruck der Angst, daß man von der Wahrheit erdrückt werden könnte. Es ist die Projektion der eigenen Kleinheit, der Sünde, vor der man sich fürchtet.«

*

Ich erzählte davon, wie ich mit meinem Vater das Franziskanerkloster⁶⁶ in der Nähe des Wenzelplatzes in Prag besuchte.

Franz Kafka bemerkte: »Das ist eigentlich eine Wahl-Familiengemeinschaft. Der Mensch beschränkt freiwillig sein eigenes Selbst, entäußert sich des höchsten und realsten Besitzes, seiner eigenen Person, um erlöst zu werden. Er will durch die äußere Bindung die innere Freiheit erlangen. Das ist der Sinn des Sich-Unterordnens unter das Gesetz.«

»Wer das Gesetz aber nicht erkennt«, meinte ich, »wie gelangt der zur Freiheit?«

»Dem wird das Gesetz durch Schläge bekanntgegeben. Wer es nicht erkennt, der wird zur Erkenntnis geschleift und geprügelt.«

»Sie meinen also, daß früher oder später jeder Mensch zur richtigen Erkenntnis gelangen muß.«

»Das habe ich nicht so gesagt. Ich sprach nicht von der Erkenntnis, sondern von der Freiheit als Ziel. Die Erkenntnis ist nur ein Weg . . .«

»Zur Erfüllung? Dann ist das Leben also nur eine Aufgabe, ein Auftrag?«

Kafka machte eine hilflose Geste.

»Das ist es eben. Der Mensch kann sich selbst nicht überblicken. Er ist im Dunkel.«

*

Franz Kafka war der erste Mensch, der mein geistiges Leben ernst nahm, mit mir wie mit einem erwachsenen Menschen sprach und so mein Selbstbewußtsein stärkte. Sein Interesse an mir war ein großes Geschenk für mich. Ich war mir dessen immer bewußt. Einmal äußerte ich mich ihm gegenüber sogar in dieser Richtung.

»Beraube ich Sie nicht Ihrer Zeit? Ich bin ja so dumm. Sie geben mir so viel und ich Ihnen gar nichts.«

Kafka wurde durch diese Worte direkt verlegen.

»Aber, aber«, sagte er beschwichtigend. »Sie sind ein Kind. Sie sind kein Räuber. Ich schenke Ihnen doch meine Zeit, die gar nicht mir, sondern der Arbeiter – Unfallversicherungsanstalt gehört. Der stehlen wir gemeinsam meine Zeit. Das ist doch wunderbar! Und dumm sind Sie auch nicht. Also lassen Sie solche Redensarten, mit denen Sie mich nur dazu zwingen würden zu gestehen, daß mich die Hingabe und das Verständnis Ihrer Jugend erfreut.«

*

Spaziergang am Kai.

Ich erzählte Kafka davon, daß ich krank gewesen sei, mit einem Grippefieber im Bett lag und an einem Drama *Saul* gearbeitet habe. Kafka interessierte sich sehr für diesen literarischen Versuch, bei dem ich eine dreiteilige Treppenbühne benützen wollte. Drei übereinanderliegende Plattformen sollten drei geistige Welten darstellen: die Straße oder den freien Platz des Volkes unten, darüber den Palast des Königs oder das Haus des einzelnen Menschen, und ganz oben den Tempel der geistlich-weltlichen Macht, mit der die Stimme des Unsichtbaren spricht.

»Das Ganze ist also eine Pyramide, deren Spitze sich in den Wolken verliert«, sagte Franz Kafka.

»Und der Schwerpunkt? Wo ist der Schwerpunkt der Welt dieses Dramas?«

»Der liegt unten in der Massenbasis des Volkes«, antwortete ich. »Trotz der einzelnen individuellen Gestalten ist es ein Drama der anonymen Menge.«

Franz Kafka zog die dichten Augenbrauen zusammen, schob die Unterlippe etwas nach vorn, benetzte die Lippen mit der Zungenspitze und meinte, ohne mich anzusehen: »Ich denke, daß Sie von falschen Voraussetzungen ausgehen. Anonym ist gleichbedeutend mit namenlos. Das jüdische Volk ist aber nie namenlos gewesen. Im Gegenteil! Es ist das auserwählte Volk eines persönlichen Gottes, das nie auf die niedrige Stufe einer anonymen, und darum geistlosen Masse herabsinken kann, wenn es an der Erfüllung des Gesetzes festhält. Zur grauen, formlosen, und darum namenlosen Masse wird die Menschheit nur durch den Abfall von dem formgebenden Gesetz. Dann gibt es aber kein Oben und Unten mehr; das Leben verflacht zur bloßen Existenz; es gibt kein Drama, keinen Kampf, sondern nur die Abnützung des Stoffes, Verfall. Das ist aber nicht die Welt der Bibel und des Judentums.«

Ich verteidigte mich.

»Mir handelt es sich nicht um das Judentum und die Bibel. Der biblische Stoff ist für mich nur ein Mittel zur Darstellung der heutigen Massen.«

Kafka schüttelte den Kopf.

»Eben! Das, was Sie wollen, ist nicht richtig. Sie können das Leben nicht zur Allegorie des Todes machen. Das wäre sündig.«

»Was nennen Sie Sünde?«

»Sünde ist das Zurückweichen vor der eigenen Sendung. Mißverstehen, Ungeduld und Lässigkeit – das ist Sünde. Der Dichter hat die Aufgabe, das isolierte Sterbliche in das unendliche Leben, das Zufällige in das Gesetzmäßige hinüberzuführen. Er hat eine prophetische Aufgabe.«

»Schreiben heißt also führen«, bemerkte ich.

»Das richtige Wort führt; das unrichtige verführt«, sagte Kafka. »Es ist kein Zufall, daß die Bibel Schrift genannt wird. Es ist die Stimme des jüdischen Volkes, die nicht etwas historisch Gestriges, sondern etwas durchaus Gegenwärtiges ist. In Ihrem Drama wird sie aber als geschichtlich mumifizierte Tatsache behandelt, und das ist falsch. Wenn ich Sie richtig verstehe, so wollen Sie die heutigen Massen auf die Bühne bringen. Die haben mit der Bibel nichts gemeinsam. Das ist der Kern Ihres Dramas. Das Volk der Bibel ist die Zusammenfassung von Individuen durch ein Gesetz. Die Massen von heute widersetzen sich aber jeder Zusammenfassung. Sie streben auseinander auf Grund der inneren Gesetzlosigkeit. Das ist die Triebkraft ihrer rastlosen Bewegung. Die Massen hasten, laufen, gehen im Sturmschritt durch die Zeit. Wohin? Von wo kommen sie? Niemand weiß es. Je mehr sie marschieren, um so weniger erreichen sie ein Ziel. Nutzlos verbrauchen sie ihre Kräfte. Sie denken, daß sie gehen. Dabei stürzen sie – auf der Stelle marschierend – nur ins Leere. Das ist alles. Der Mensch hat hier seine Heimat verloren.«

»Wie erklären Sie dann das Anwachsen des Nationalismus?« fragte ich.

»Das ist eben ein Beweis der Richtigkeit meiner Behauptung«, antwortete Franz Kafka. »Man strebt immer danach, was man nicht hat. Der allen Völkern gemeinsame technische Fortschritt entkleidet sie immer mehr und mehr ihrer völkischen Eigenart. Darum werden sie national. Der moderne Nationalismus ist eine Abwehrbewegung gegen das rohe Zugreifen der Zivilisation. Das sieht man am besten bei den Juden. Würden sie sich in der Umwelt wohlfühlen und sich in ihr leicht zurechtfinden, so würde es keinen Zionismus geben. So läßt uns aber der Druck der Umwelt unser eigenes Gesicht finden. Wir kehren heim. Zu den Wurzeln.«

»Sie sind also überzeugt davon, daß der Zionismus der einzige richtige Weg sei?«

Kafka lächelte verlegen.

»Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Weges erkennt man immer erst am Ziel. Jedenfalls gehen wir jetzt. Wir bewegen uns, also leben wir. Um uns wächst der Antisemitismus, aber das ist gut. Der Talmud sagt, daß wir Juden wie die Olive unser Bestes geben, wenn wir zermalmt werden.«

»Ich denke, daß die fortschrittliche Arbeiterbewegung der Welt ein weiteres Anwachsen des Antisemitismus nicht zulassen wird«, bemerkte ich.

Franz Kafka neigte aber melancholisch den Kopf.

»Sie irren sich. Ich denke, daß der Antisemitismus auch die Arbeiterschaft ergreifen wird. Das sieht man an der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt. Sie ist ein Ergebnis der Arbeiterbewegung. Sie sollte also vom lichten Geiste des Fortschrittes erfüllt sein. Wie sieht es aber dort aus? Die Anstalt ist ein dunkles Bürokratennest, in dem ich als einziger Paradejude fungiere.«

»Das ist trostlos.«

»Ja, der Mensch ist trostlos, weil er inmitten der ständig anwachsenden Massen von Minute zu Minute immer mehr und mehr vereinsamt.«

*

Bei Franz Kafka in der Kanzlei.

Müde saß er hinter dem Schreibtisch. Herabhängende Arme. Enggeschlossene Lippen.

Er reichte mir lächelnd die Hand.

»Ich hatte eine erstaunlich böse Nacht.«

»Waren Sie beim Arzt?« Er spitzte den Mund. »Der Arzt . . .«

Er hob die rechte Hand mit der Handfläche nach oben und ließ sie sinken.

»Man kann sich selbst nicht entgehen. Das ist das Schicksal. Die einzige Möglichkeit, die man hat, ist im Zuschauen zu vergessen, daß mit uns gespielt wird.«

*

Frau Svátek aus der Jesenius-Gasse in Žižkov war im Haushalte meines Vaters vormittags als Bedienerin beschäftigt. Nachmittags arbeitete sie in der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt als Aufräumerin. Sie sah mich einige Male mit Franz Kafka, den sie kannte, und so begann sie mir eines Tages von ihm zu erzählen.

»Doktor Kafka ist ein braver Herr. Der ist ganz anders als die anderen. Das erkennt man schon daran, wie er dem Menschen etwas gibt. Die anderen stecken es einem zu, daß es den Menschen geradezu sticht. Sie geben nicht – sie erniedrigen und beleidigen. Manchmal möchte man so ein Trinkgeld am liebsten wegwerfen. Herr Doktor Kafka gibt es aber wirklich so, daß er damit Freude macht. Zum Beispiel Weintrauben, welche er vormittags nicht aufgegessen hat. Das sind Überreste. Wir wissen, wie die gewöhnlich aussehen – bei den anderen. Doktor Kafka läßt das aber nie so stehen, daß es wie irgendein geschmackloser Klumpen aussieht. Er läßt die Weintrauben oder das Obst schön auf dem Tellerchen. Und wenn ich in die Kanzlei komme, so sagt er nur so nebenbei, ob ich das vielleicht gebrauchen könnte. Ja, Doktor Kafka behandelt mich nicht wie eine alte Aufräumerin. Das ist ein braver Herr.« Frau Svátek hatte recht. Kafka beherrschte die Kunst des Schenkens. Er sagte nie: »Nehmen Sie das, ich schenke es Ihnen.« Wenn er mir ein Buch oder eine Zeitschrift gab, sagte er immer nur: »Das brauchen Sie mir nicht mehr zurückzugeben.«

*

Wir sprachen über N. Ich sagte, daß N. dumm sei. Darauf meinte Kafka: »Dummheit ist menschlich. Viele gescheite Leute sind nicht weise, und darum letzten Endes auch gar nicht gescheit. Sie sind nur unmenschlich aus Angst vor ihrer eigenen bedeutungslosen Vulgarheit.«

*

Bei Kafka war ein Beamter, der in einer etwas groben Art sprach.

»Was ist das für ein Mensch«, fragte ich, als wir in der Kanzlei allein blieben.

»Das ist Doktor N.«, sagte Kafka.

»Ein Grobian«, meinte ich.

»Woher! Er hat nur so eine andersartige Konvention. Wahrscheinlich hat er erfahren, daß Schufte durch feine Manieren gesellschaftsfähig werden, also zieht er statt des Frackes den groben Sack an. Das ist alles.«

*

Das feuchte Herbstwetter und der überraschend früh und hart einsetzende Winter steigerten Kafkas Krankheit.

Leer und verlassen stand sein Tisch in der Kanzlei.

»Er hat Fieber«, sagte mir Doktor Treml, der beim zweiten Schreibtisch saß. »Vielleicht sehen wir ihn nicht mehr.«

Traurig ging ich nach Hause.

Sein Tisch blieb leer – wochenlang.

Eines Tages aber war Franz Kafka wieder in der Kanzlei. Bleich, gebeugt, lächelnd.

Mit müder, leiser Stimme sagte er mir, daß er nur gekommen sei, um einige Akten zu übergeben, und verschiedene private Schriftstücke aus seinem Schreibtisch zu holen. Es gehe ihm gar nicht gut. In den nächsten Tagen werde er in die Hohe Tatra fahren. In ein Sanatorium.

»Das ist gut«, sagte ich. »Fahren Sie so schnell wie möglich – wenn Sie die Möglichkeit haben.«

Franz Kafka lächelte traurig.

»Das ist eben das Aufreibende und Schwere. Es gibt so viele Möglichkeiten des Lebens, und in allen spiegelt sich nur die eine unentrinnbare Unmöglichkeit der eigenen Existenz.«

Die Stimme mündete in einen trockenen, krampfhaften Husten, den er rasch bewältigte.

Wir lächelten einander an.

»Sehen Sie«, bemerkte ich. »Es wird schon alles gut werden.«

»Es ist schon gut«, sagte Franz Kafka langsam. »Ich habe zu allem ja gesagt. So wird das Leid zum Zauber und der Tod – der ist nur ein Bestandteil des süßen Lebens.«

*

Beim Abschied vor seiner Abreise nach dem Sanatorium in der Tatra sagte ich: »Sie werden sich erholen und gesund zurückkommen. Die Zukunft wird alles gutmachen. Alles wird sich ändern.«

Kafka legte lächelnd den Zeigefinger seiner rechten Hand auf seine Brust.

»Die Zukunft ist schon hier in mir. Die Änderung ist nur ein Sichtbarwerden der verborgenen Wunden.«

Ich wurde ungeduldig.

»Wenn Sie nicht an eine Genesung glauben, warum fahren Sie dann in das Sanatorium?«

Kafka beugte sich über die Tischplatte.

»Jeder Angeklagte bemüht sich, eine Vertagung des Urteilspruches zu erlangen.«

*

Ich kam mit meiner Freundin Helene Slaviček aus Chlumetz nach Prag. Wir gingen zu meinem Vater in die Kanzlei, um unsere Ankunft zu melden. Auf der Stiege trafen wir Franz Kafka. Ich stellte ihm Helene vor.

Zwei Tage später sagte er mir: Die Frauen sind Fallen, die den Menschen von allen Seiten belauern, um ihn in das Nur-Endliche zu reißen. Sie verlieren ihre Gefährlichkeit, wenn man in eine Falle freiwillig hineinspringt. Überwindet man aber diese durch Gewöhnung, so öffnen sich wieder alle weiblichen Fangeisen.«

*

Der junge F. W. beging Selbstmord aus unglücklicher Liebe.

Wir sprachen darüber.

Franz Kafka sagte während des Gespräches: »Was ist Liebe? Das ist doch ganz einfach! Liebe ist alles, was unser Leben steigert, erweitert, bereichert. Nach allen Höhen und Tiefen. Die Liebe ist so unproblematisch wie ein Fahrzeug. Problematisch sind nur der Lenker, die Fahrgäste und die Straße.«

*

Ich erzählte von meinem Schulfreund W., welcher als zehnjähriger Knabe von seiner Französischlehrerin verführt wurde, und seit jener Zeit Angst vor allen jungen Mädchen, selbst vor seiner eigenen Schwester hatte, so daß er nun die ärztliche Hilfe des Psychoanalytikers Doktor Pötzl⁶⁷ in Anspruch nehmen mußte.

»Die Liebe schlägt immer Wunden, die eigentlich nie richtig heilen, da die Liebe immer in Begleitung von Schmutz erscheint«, sagte Kafka. »Zu einer Scheidung von Liebe und Schmutz kommt es nur durch den Willen des Geliebten. So ein hilfloser Mensch, wie Ihr junger Freund, hat aber eigentlich noch keinen eigenen Willen in der Liebe, und so wird er vom Schmutz infiziert. Er ist ein Opfer seiner Verwirrung der Unreife. Dadurch können schwere Schäden entstehen. Die verbitterten Gesichtszüge eines Mannes sind oft nur die festgefrorene Verwirrung eines Knaben.«

*

Als ich einmal während eines Spazierganges von meiner Freundin Helene S. sprach, sagte Franz Kafka: »Im Augenblick der Liebe wird der Mensch nicht nur für sich, sondern auch für den anderen Menschen verantwortlich. Er befindet sich dabei in einer Art von Rauschzustand, der seine Urteilskraft vermindert. Der Inhalt des menschlichen Ichs ist größer als das festumgrenzte Blickfeld des augenblicklichen Bewußtseins. Das Bewußtsein ist nur ein Teil des Ichs. Mit jeder Entscheidung gibt man aber seinem ganzen Ich die Richtung. So kommt es zu den gewöhnlichsten und schwersten Zusammenstößen des Mißverstehens.«

*

Im Gespräch über C. bemerkte Kafka: »Der Stamm des Wortes Sinnlichkeit ist Sinn. Das hat seine ganz bestimmte Bedeutung. Der Mensch kann zum Sinn nur durch seine Sinne kommen. Natürlich ist auch dieser Weg mit Gefahren verbunden. Man kann das Mittel über den Zweck setzen. So kommt man zur Sinnlichkeit, die unsere Aufmerksamkeit vom Sinn gerade ablenkt.«

*

Ich erinnere mich, daß ich bei Franz Kafka eine große Vorliebe für ironische Wortspiele und Sprachvorstellungen eigener Prägung bemerkte. Doch findet sich in meinen Aufzeichnungen nur ein einziger Ausspruch dieser Art.

Ich erzählte, wie in der vierten Realschulklasse mit dem Verleihen des Romanes *Prinz Kuckuck*⁶⁸ von Otto Julius Bierbaum ein schwungvoller Handel betrieben wurde.

»Die Schilderung der Ausschweifungen lockte uns«, sagte ich.

»Also Wüstlinge«, meinte Kafka. »Das Wort erweckt in mir immer die Vorstellung der Wüste, der Verlorenheit. Der Wüstling ist verloren in der Wüste.«

»Die Frau ist die Wüste«, bemerkte ich.

Franz Kafka zuckte die Achseln.

»Vielleicht. Die Lustquelle ist die Quelle seiner Einsamkeit. Je mehr er trinkt, um so nüchterner wird er. Zum Schluß kann er seinen Durst nicht mehr stillen, und so trinkt er also, ohne von seinem Durst erlöst zu werden. Das ist der Wüstling.«

*

Gegenüber dem alten Gebäude der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt auf dem Poříč war ein altes, braungelb angestrichenes Hotel *Zum goldenen Fasan*⁶⁹. Das einstöckige Haus wurde hauptsächlich von den Frauen benützt, die vor dem Hotel auf- und abspazierten.

Als ich einmal vor der Versicherungsanstalt auf Doktor Kafka wartete, bemerkte er: »Ich sah von oben, wie Sie gesammelt die Mädchenpromenade betrachteten. Also beeilte ich mich.«

Ich fühlte, wie ich im Gesicht rot wurde, darum sagte ich: »Mich interessieren nicht diese Frauen. Ich bin eigentlich nur – nur auf ihre Kunden neugierig.«

Kafka sah mich von der Seite an, wandte den Blick geradeaus und sagte nach einer kleinen Weile: »Die tschechische Sprache ist so tief und so aufrichtig. Die Bezeichnung ›bludčika [Irrlicht] für diese Art von Frauen ist überraschend richtig. Wie arm, verlassen und erfroren müssen die Menschen sein, die sich an diesen flackernden Sumpfgasen erwärmen wollen. Die müssen so elend und verloren sein, daß man sie mit jedem neugierigen Blick schon verletzen könnte. Man sollte sie daher nicht anschauen. Ein Abwenden des Kopfes könnte man aber als eine Äußerung von Verachtung auffassen. Es ist schwer . . . Der Weg zur Liebe führt immer durch Schmutz und Elend. Die Verachtung des Weges könnte aber leicht zum Verlust des Zieles führen. Man muß daher die verschiedenen Wegerscheinungen demütig hinnehmen. Nur so kommt man an das Ziel heran – vielleicht.«

*

In der Zeit meiner Besuche bei Franz Kafka in der Kanzlei am Poříč war die Ehe meiner Eltern in einer schweren Krise. Ich litt unter den häuslichen Zwistigkeiten. Ich beklagte mich darüber bei Kafka und gestand ihm, daß die Unruhe um mich eigentlich der entscheidende Anlaß meiner literarischen Versuche sei.

»Vielleicht würde ich gar nicht schreiben, wenn es daheim anders wäre«, sagte ich. »Ich will der Unruhe enttrinnen, die Stimmen um mich und in mir nicht hören, und darum schreibe ich. So wie jemand mit der Laubsäge verschiedene Dummheiten erzeugt, um die Langeweile häuslicher Abende auszufüllen, so kleistere ich Worte, Sätze und Absätze zusammen, damit ich Grund habe allein zu sein, mich von der Umwelt, die mich bedrängt, abzuschließen.«

»Das ist richtig«, sagte Kafka darauf. »Das machen viele Menschen. Flaubert schreibt in einem Brief, daß sein Roman ein Felsen sei, an den er sich halte, um nicht in den Wogen der Umwelt unterzugehen.«

»Ich bin zwar auch ein Gustav, aber kein Flaubert«, meinte ich lächelnd.

»Die Technik seelischer Hygiene ist nicht Einzelnen vorbehalten. Damit Sie Flauberts Name nicht stört, verrate ich Ihnen, daß ich es in einer gewissen Zeit ebenso gemacht habe, wie Sie es jetzt tun. Nur ist die Sache bei mir etwas komplizierter. Durch das Gekritzel laufe ich vor mir selbst davon, um mich beim Schlußpunkt selbst zu ertappen. Ich kann mir nicht enttrinnen.«

*

Die Spannung zwischen meinen Eltern spiegelte sich auch in den Gesprächen mit Franz Kafka wider.

»Ich vertrage das sogenannte Familienleben nicht«, bemerkte ich.

»Das ist böse«, sagte Kafka mit innerer Anteilnahme. »Wie wäre es, wenn Sie das Familienleben nur beobachten würden? Die Familie würde denken, daß Sie mit ihr leben, und Sie hätten Ruhe. Schließlich wäre es ja auch teilweise wahr. Sie würden mit Ihrer Familie von einem anderen Standpunkt aus leben. Das wäre alles. Sie wären außerhalb des Kreises, mit dem Gesicht der Familie zugewendet, und das würde genügen. Vielleicht könnten Sie sogar ab und zu in den Augen der Familie Ihr Bild – ganz klein und verzeichnet wie auf einer Glaskugel im Garten, entdecken.«

»Sie schlagen mir die reine Seelenakrobatik vor«, bemerkte ich.

»Richtig«, nickte Kafka. »Es ist die Akrobatik des Alltags. Die ist sehr gefährlich, weil man sie gewöhnlich gar nicht sieht. Und doch kann man bei dieser Akrobatik nicht das Genick, sondern unmittelbar die Seele brechen. Daran stirbt man nicht, sondern existiert als verdienstvoller Invalide des Lebens weiter.«

»Wen führen Sie als Beispiel an?«

»Niemanden. Beispiele kann man nur bei Ausnahmen anführen. Die sogenannten verständigen Leute sind aber gewöhnlich nur solche Lebensbeschädigte. Und das ist die herrschende Mehrzahl, die keine Beispiele zu ihren Ungunsten duldet.«

Als ich einmal wieder über die Zwistigkeiten in meiner Familie klagte, sagte Kafka: »Bäumen Sie sich nicht auf. Bleiben Sie ruhig. Ruhe ist Ausdruck der Kraft. Man kann aber auch durch Ruhe zur Kraft gelangen. Das ist das Gesetz der Pole. Bleiben Sie also ruhig. Ruhiges Stillhalten macht frei – selbst vor der Hinrichtung.«

*

Ich erzählte Kafka, daß mir der Vater das Musikstudium nicht bewilligen wolle.

»Werden Sie sich diesem Verbot unterordnen?« fragte Kafka.

»Woher«, antwortete ich. »Ich habe meinen eigenen Kopf.«

Kafka sah mich sehr ernst an.

»Durch den eigenen Kopf verliert man ihn am leichtesten«, sagte er. »Damit will ich natürlich nichts gegen Ihr Musikstudium sagen. Im Gegenteil! Nur die Leidenschaft, welche die Prüfung des Verstandes aushält, hat Kraft und Tiefe.«

»Musik ist doch keine Leidenschaft, sondern eine Kunst«, meinte ich.

Franz Kafka lächelte aber.

»Hinter jeder Kunst ist Leidenschaft. Darum leiden und kämpfen Sie um Ihre Musik. Darum fügen Sie sich nicht dem väterlichen Verbot, weil Sie die Musik und was mit ihr zusammenhängt mehr lieben als die eigenen Eltern. So ist es aber in der Kunst immer. Man muß das Leben wegwerfen, um es zu gewinnen.«

*

Als die Spannung zwischen meinen Eltern bis zur Scheidungsklage angewachsen war, sagte ich Kafka, daß ich von zu Hause weggehen werde.

Franz Kafka nickte langsam.

»Es ist schmerzlich. Aber es ist das Beste, was man in dem Falle tun kann. Manche Dinge kann man nur durch einen entschlossenen Sprung in das Gegenteil erreichen. Man muß in die Fremde gehen, um die Heimat, die man verlassen hat, zu finden.«

Als ich ihm mitteilte, daß ich als Musiker in der Nacht arbeiten werde, sagte er:

»Gesundheitlich ist das sehr schädlich. Außerdem reißen Sie sich aus der Gemeinschaft der Menschen. Die Nachtseite des Lebens wird zu Ihrer Tagesseite, und der Tag der Menschen wandelt sich zum Traum. Ohne daß Sie es merken, werden Sie zum Gegenfüßler der Umwelt. Jetzt, wo Sie jung sind, werden Sie nichts davon merken, aber später, in einigen Jahren, werden Sie vor der eigenen Leere die Augen schließen, Sie werden die Kraft des Blickes verlieren, und die Umwelt wird Sie überschwemmen.«

*

Nach der ersten Gerichtsverhandlung in der Scheidungsangelegenheit meiner Eltern besuchte ich Franz Kafka.

Ich war sehr aufgeregt, schmerzerfüllt, und darum – ungerecht.

Kafka sagte mir nach der Erschöpfung meiner Klagen:

»Seien Sie ruhig und geduldig. Lassen Sie das Böse und Unangenehme ruhig über sich ergehen. Weichen Sie ihm nicht aus. Im Gegenteil: betrachten Sie es genau. Setzen Sie das aktive Verständnis an Stelle des reaktiven Reizes, und Sie werden über die Dinge hinauswachsen. Der Mensch kann zur Größe nur über die eigene Kleinheit gelangen.«

*

Im Sommer 1924 war ich in Obergeorghenthal bei Brüx. Freitag, den 20. Juni, ja Freitag, den 20. Juni 1924 erhielt ich einen Brief von meinem Freunde, dem Maler Erich Hirt⁷⁰ aus Prag.

Er schrieb:

»Ich erfuhr eben aus der Redaktion des *Tagblatt*, daß der Dichter Franz Kafka am 3. Juni in einem kleinen Privatsanatorium in Kierling bei Wien gestorben sei. Begraben wurde er aber hier, in Prag, Mittwoch, den 11. Juni 1924, auf dem jüdischen Friedhof in Straschnitz.«

Ich sah auf das kleine Bild meines Vaters, das über meinem Bett an der Wand hing. Am 14. Mai 1924 verließ er freiwillig das Leben.

Einundzwanzig Tage später, am 3. Juni, ging Kafka.

Einundzwanzig Tage später . . .

Einundzwanzig Tage . . .

Einundzwanzig . . .

So viel Jahre zählte ich eben, als der Gefühls- und Geisteshorizont meiner Jugend zusammenbrach.

Anmerkungen und Erläuterungen von Alma Urs

- 1 Die ›Arbeiter-Unfallversicherung für das Königreich Böhmen‹ befand sich in Prag II., Poříč. Heute befindet sich in dem Gebäude das Exekutionsgericht Prag I–VI.
- 2 Max Brod ermöglichte Franz Kafkas literarisches Debüt 1912 durch Befürwortung der *Betrachtung* im Verlag Rowohlt, vorher (1909) hatte er zwei kleine Prosastücke an die Zeitschrift *Hyperion* gesandt, wo sie auch erschienen. – Max Brods Werk *Tycho Brakes Weg zu Gott* erschien 1916 mit der Widmung ›Meinem Freunde Franz Kafka‹ im Verlag Kurt Wolff.
- 3 Die Werkstatt des Tischlers Kornhäuser befand sich in Prag X. – Karlín [Karolinenthal] Nr. 388 Saldagasse, vormals Poděbradgasse Nr. 5.
- 4 Der Dichter Paul Adler veröffentlichte folgende Werke: *Elohim*, *Die Zauberflöte*, *Der stumme Knabe* bei Jakob Hegner.
- 5 Der Romanschriftsteller und Dramatiker Ludwig Winder (geboren am 7. 2. 1889 in Satov, Mähren) war bis zum Jahre 1928 in der Prager Tageszeitung *Bohemia* als Redakteur tätig. Er schrieb unter anderem die Romane *Die rasende Rotationsmaschine* (1927), *Die jüdische Orgel* (1922), *Hugo* (1924), *Die nachgeholtten Freuden* (1927), *Die Reitpeitsche* (1929), *Dr. Muff* (1931) und das Drama *Dr. Guillotin*. Kurz vor Beginn des Hitlerregimes in Deutschland emigrierte er nach Palästina.
- 6 Otto Pick, geboren am 22. 5. 1887 in Prag, wurde besonders als Übersetzer der tschechischen Bühnenaufsteller Karel und Josef Čapek, František Langer, Frana Šrámek, V. Dyk und Arno Dvořák bekannt. Er war zuerst Bankbeamter, dann Redakteur der Tageszeitung *Prager Presse*. Sein letztes, in Prag erschienenes Buch waren die im Jahre 1937 bei Dr. Arthur Werner herausgegebenen Gedichte *Preisungen*. Er emigrierte 1938 nach England, wo er während des Krieges starb. – Zur Zeit, da diese Gespräche geführt wurden, befand sich das Geschäft von Kafkas Vater im Kinsky-Palais am Altstädter Ring; Kafka wohnte mit seinen Eltern im Oppelt-Haus, Eckhaus Pariser Straße und Altstädter Ring.
- 7 Der nun in Jerusalem lebende Philosoph Dr. phil. und Dr. jur. Felix Weltsch wurde am 6. 10. 1889 in Prag geboren. Seine bekanntesten Schriften sind: *Anschauung und Begriff*, *Grundzüge eines Systems der Begriffsbildung* (in gemeinsamer Arbeit mit Max Brod 1913), *Organische Demokratie* (1918), *Nationalismus und Judentum* (1920), *Gnade und Freiheit* (1920), *Das Wagnis der Mitte* (1925). Felix Weltsch war leitender Redakteur der in Prag erschienenen zionistischen Wochenschrift *Selbstwehr* und lebt jetzt in Palästina, wo er an der Universitätsbibliothek Jerusalem tätig ist.
- 8 Milena Jesenská, die als erste Kafkas Arbeiten ins Tschechische übersetzte und von welcher auch die Übersetzung der im *Kmen* [Der Stamm] erschienenen Erzählung *Der Heizer* stammt, starb im Jahre 1944 im Konzentrationslager. – Die Erzählung *Der Heizer* ist das erste Kapitel von Franz Kafkas Roman *Amerika*.
- 9 ›F.‹, der die Erzählung *Das Urteil* gewidmet ist, hatte Kafka im August 1912 kennengelernt; im April oder Mai 1914 verlobte er sich in Berlin offiziell mit ihr. Im Juli des gleichen Jahres löste er die Verlobung, machte aber die Trennung später wieder rückgängig, jedoch ohne einen Abschluß, eine Eheschließung zu erreichen. Max Brod widmet den ›Verlobungsjahren‹ in seiner Kafka-Biographie ein Kapitel tiefeschürfender Untersuchungen und Erwägungen.
- 10 Ernst Lederer, geboren 1904 in Prag, schrieb lyrische Gedichte, von denen einige in der Revue *Jung Juda* erschienen. Nach dem Gymnasialstudium widmete er sich der Malerei und Bildhauerei. Er war ein Schüler Karl Kleins, der zuerst in Prag, dann in Berlin und später in Paris wirkte. Ernst Lederer, ein überzeugter Anhänger des *Poale Zion*, beteiligte sich im Jahre 1934-35 an den Kämpfen in Spanien. Er selbst, seine Frau, seine Schwester Julie und sein Bruder Robert sowie seine alte Mutter kamen im Konzentrationslager um. Am Leben erhalten blieben von der ganzen Familie nur der älteste Bruder Leo, der nach England floh, und der jüngste Ewald, der aus Theresienstadt heimkehrte. Francis Lederer, der bekannte amerikanische Schauspieler, welcher aus Trebitsch in Mähren stammt, ist ein Cousin der Prager Brüder Lederer.
- 11 Theodor Tagger, der Dramaturg des Deutschen Theaters am Schiffbauerdamm in Berlin, wurde unter dem Namen Ferdinand Bruckner als Dramatiker bekannt.

- 12 Kafka liebte seine Schwestern sehr. Man beachte die Gestalt der Schwester in seiner Erzählung *Verwandlung*, Einmal sagte er zum Verfasser vorliegender Aufzeichnungen: »Meine Schwestern sind so groß, so stark und unbeschwert. Wie viele gute und tüchtige Menschen sie um sich versammeln können!« – Die Gatten seiner Schwestern liebte er als einen Teil dieser selbst. Zeugnisse hierüber findet man in seiner Korrespondenz.
- 13 Es handelte sich um die Einakter *Der Retter* von Walter Hasenclever und *Der grüne Kakadu* von Arthur Schnitzler.
- 14 Walter Hasenclevers Drama *Der Sohn* war im Jahre 1920 und später ein Modestück des deutschen Bühnenexpressionismus. – Synges *Held des Westens* erschien auch in tschechischer Übersetzung in der Büchersammlung *Dobré Dílo* [Das gute Werk] von Josef Florian.
- 15 Rudolf Schildkraut wurde am 27. 4. 1862 in Konstantinopel geboren. Er wurde einer der größten deutschen Schauspieler, der sich für die Verbreitung der neueren jiddischen Autoren auf den größten Bühnen in Wien, Hamburg und New York einsetzte. Er starb am 15. 7. 1930 in Hollywood. – Über Franz Kafkas Verhältnis zu der jiddischen Schauspielertruppe im Kaffeehaus *Savoy* – Prag I., Ecke Geisplatz und Gefängnisgasse – siehe seine Tagebucheintragungen und die Ausführungen Max Brods in seiner Kafka-Biographie.
- 16 Ernst Weiß, der am 23. 8. 1884 in Brünn geborene Arzt und Schriftsteller, tötete sich 1940 in Paris, als die Deutschen die Stadt besetzten. Die Uraufführung seines Revolutionsdramas *Tanja* fand in Prag statt.
- 17 Kasimir Edschmid: *Die doppelköpfige Nymphe*. Aufsätze über die Literatur und die Gegenwart. Paul Cassirer (1920). – Kafka wird im 11. Kapitel *Däubler und die Schule der Abstrakten* erwähnt: »Genau so sicher verleugnet Franz Kafka alles, was im menschlichen Bezirk beziehungsweise Bedeutung hat, es interessiert ihn keine Minute; Logik und Psychologie und alles, was uns an menschliche Begrenztheit und Abgeschlossenheit gegenüber dem Äther erinnern könnte, ist später gar nicht mehr da. Allerdings noch am Anfang, was ihn allein von den anderen unterscheidet, denn er fängt Geschichten zu erzählen an, Handlungen und Hergänge wie die Dichter unserer Großmütter auch. Aber dann ist bis zum Gefrieren erschreckend, mit welcher übersinnlichen Sicherheit und Präzision sich die Sache ins Komische entwickelt. Grad wie er die Linien durchbricht, die unsere Welt von der außenliegenden absperrt, ist phänomenal. Plötzlich, wie durch Magnetisches, sind sie durch das Glas weg, was uns einschließt, und gehorchen mit gleichen Absichten ganz anderen und größeren Gesetzen. Man denkt an Jules Vernes Vorgang der Expeditierung der Menschen auf den Mars mittels des Fernrohrs, natürlich nur ein recht grober Vergleich. Jedenfalls praktiziert Kafka das Wunder tatsächlich ganz natürlich in seine Vorgänge hinein, die sich auch ganz übernatürlich auflösen. Tod, Schmerz und Lust existieren in diesen Räumen nicht mehr, da entwickelt alles sich aus den Formen eines übergeordneten tragischen Geschehens. Diese Form ist im Grunde natürlicher und bedeutender wie die Meyrinks, der sein Geisterreich immer konstruiert, immer einen Fächer aufschlägt, immer die Pose hat, daß selbst der naivste Schwung bemerkt: alleweil geht es ins Nebulose. Allerdings kommt er dann auch glatt hinein. Natürlich ist aber Kafka ein bescheidenes Talent in der Kraft seiner Äußerung, schmale Novellen und Betrachtungen machen einen recht kleinen Kreis um Prag. Aber die Eindeutigkeit ist gewiß sehr ausstrahlend.«
- 18 Christian Morgenstern: *Galgenlieder. Nebst dem Gingganz*. Bruno Cassirer (1922). – *Stufen. Eine Entwicklung in Aphorismen und Tagebuchnotizen*. Piper (1918).
- 19 Johannes Urzidil, geboren am 3. 2. 1896 in Prag, war Presseattache der deutschen Gesandtschaft in Prag. Er schrieb Gedichte und kunstphilosophische Abhandlungen. *Sturz der Verdammten* (1919), *Beethovens Ruinen von Athen* (1927), *Die Stimme* (1931), *Goethe in Böhmen* (1932). Lebt jetzt in New York.
- 20 Lydia Holzner besaß und leitete eine Privatschule in Prag II., Poříč Nr. 4 im Hause des Vaters des bekannten Berliner Philosophen Wertheimer. Bei Lydia Holzner kamen deutsche, tschechische und ausländische Literaten, Maler, Bildhauer und Musiker zusammen. Lydia Holzners Bruder, Dr. Karl Holzner, war der Hauslehrer des jungen Franz Werfel. – Jakob Wassermanns Roman *Caspar Hauser oder die Trägheit des Herzens* erschien 1908.
- 21 Peter Altenberg, mit bürgerlichem Namen Richard Engländer, lebte 1859-1919 in Wien.
- 22 Gustav Meyrink schreibt in seinem *Golem*-Roman: »Ich kann freilich nicht wissen, worauf sich die Golemsage zurückführen läßt, daß aber irgend etwas, was nicht sterben kann, in diesem Stadtviertel sein Wesen treibt und damit zusammenhängt, dessen bin ich sicher.« – Die beste Sammlung aller um die Gestalt

und den Namen Golem gewobenen Sagen ist von Chajim Bloch. – *Der Prager Golem*. Von seiner ›Geburt‹ bis zu seinem ›Tod‹. Mit einem Geleitwort von Hans Ludwig Held. Verlag Benjamin Harz, Berlin (1920).

- 23 Léon Bloy wurde am 11.7.1846 in Périgneux geboren. Er starb am 3. 11. 1917 in Bourg-la-Reine bei Paris. Über sein Leben und Werk siehe die Studie von Joseph Ballery: *Un grand écrivain français méconnu – Léon Bloy*. Édition Pijollet (1927). – *Le sang du pauvre*. Juven s. d. (1909). – Die tschechische Übersetzung von Josef Florian erschien 1911 in Stará Říše [Altreich] in Mähren. – *Le salut par les Juifs* bei A. Desnay, Paris (1892).
- 24 Die deutsche Übersetzung der ausgewählten Werke von Sören Kierkegaard erschien im Verlage Eugen Diederichs, Jena. – Über Kafkas Studium der Schriften von S. Kierkegaard siehe Max Brods Kafka-Biographie. Eine Gegenüberstellung von Kafkas und Kierkegaards Gedankenwelt unternahm Jean Wahl in der Schrift *Petite histoire de l'existentialisme* Suivie de Kafka et Kierkegaard. Commentaire. Éditions Club Maintenant, Paris (1947).
- 25 Hans Klaus, Hans Tine Kanton [Konstantin Ahne] und Rudolf Altschul veranstalteten im November 1920 einen Vortragsabend im Mozarteum in Prag. Die einleitenden Worte verfaßte Otto Pick, der sich beeilte festzustellen, daß *Der Protest* nicht der Name einer literarischen Gruppe sei. Der Sprecher des Abends war Otto Soltau, Mitglied des Prager Deutschen Theaters, der durch seine Verkörperung von Hasenclevers *Sohn* bei den Veranstaltern des Vortragsabends Beachtung fand. – Konstantin Ahne veröffentlichte 1920 unter dem Namen Hans Tine Kanton ein Gedichtbuch *Leben – Nebel*. – Von Hans Klaus erschienen Erzählungen und Gedichte in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften; 1930 wurde von ihm ein Drama im Neuen Deutschen Theater in Prag uraufgeführt. – Rudolf Altschul wurde als bedeutender Prager Nervenarzt bekannt.
- 26 Johannes R. Becher: *An den Schlaf*. Insel-Almanach 1918.
- 27 Albert Ehrenstein: *Tubutsch*. Mit 12 Zeichnungen von Oskar Kokoschka. Insel-Bücherei Nr. 261 (1919). – Das von Kafka erwähnte Buch *Der Mensch schreit* war zur Zeit des Gespräches noch nicht im Druck erschienen. Kafka kannte wahrscheinlich Proben des Buches aus einer der zahlreichen Revuen, die er von seinen literarischen Freunden bekam.
- 28 Johannes Schlaf: *Frühling*. Insel-Bücherei Nr. 49. – Das geozentrische Problem beschäftigte Johannes Schlaf viele Jahre. Seine erste Buchpublikation über dieses Thema stammt aus dem Jahre 1914: *Professor Plassmann und das Sonnenfleckenphänomen. Weiteres zur geozentrischen Feststellung*. Hephaistos-Verlag. – Seine Hauptwerke über das Thema: *Die geozentrische Tatsache als unmittelbare Folgerung aus dem Sonnenfleckenphänomen*. Talisverlag (1925); *Kosmos und kosmischer Umlauf. Die geozentrische Lösung des kosmischen Problems*. Lit. Institut H. Doetsch, Weimar (1927).
- 29 *Die Bhagavad Gita*. Das hohe Lied, enthaltend die Lehre der Unsterblichkeit. In poetischer Form nach Edwin Arnods Sanskrit-Übersetzung ins Deutsche übertragen von Franz Hartmann, M. D., Theosophisches Verlagshaus s. d.
- 30 Es handelt sich um das im Jahre 1920 im Selbstverlag erschienene Gedichtbuch *Prichazim z periferie* [Ich komme von der Peripherie] von Michael Mareš.
- 31 Der am 28.4.1874 in Czitschin (Böhmen) geborene polemische Schriftsteller Karl Kraus gab seine von ihm allein geschriebene Zeitschrift *Die Fackel* von 1899 bis 1934 in Wien heraus. Er starb 1936.
- 32 Alfred Polgar wurde am 17. 10. 1875 in Wien geboren. Man kann ihn wohl als den Meister des modernen deutschen Zeitungsfeuilletons ansehen.
- 33 Es handelt sich um den von Ernst Stadler zusammengestellten und übersetzten Auswahlband der Gedichte von Francis Jammes, welcher bei Kurt Wolff in der Sammlung *Der jüngste Tag* erschien.
- 34 Döblins chinesischer Roman *Die drei Sprünge des Wang-lun* (1915) wurde mit dem Fontane-Preis ausgezeichnet. – Döblins Werke erschienen im Verlag S. Fischer.
- 35 Franz Blei veröffentlichte dieses Feuilleton in ergänzter und erweiterter Form als selbständiges Buch 1926 bei Ernst Rowohlt.

- 36 Die deutsche Ausgabe der genannten Werke von Gilbert Keith Chesterton erschien im Verlag A. v. Weber in München.
- 37 Das Buch erschien 1920 im Verlag F. Borový in Prag. Die deutsche, von Erich Boehme besorgte Übersetzung der Erinnerungen an Leo Tolstoi von Maxim Gorki erschien 1928 im Malik-Verlag, Berlin, im Rahmen der dreizehnbändigen *Gesammelten Werke*.
- 38 Michael Grusemann: *Dostojewski*. Herausgegeben von Dr. Alfred Werner. Verlag Rösl & Co. – Leo Frobenius: *Atlantis*. Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas. Fünfzehn Bände. Veröffentlicht durch das Forschungsinstitut für Kulturmorphologie in München, verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.
- 39 Das von Leonhard Frank vor Beendigung des ersten Weltkrieges in der Schweiz erschienene Novellenbuch wurde zum Manifest des pazifistischen Deutschlands der Nachkriegszeit.
- 40 Ludwig Hardt, geboren am 16. 1. 1886 in Neustadt-Gödens in Ostfriesland, gestorben am 6. 3. 1947 in New York. – Der Dichter Rudolf Fuchs wurde am 5. 3. 1890 in Poděbrad geboren. Er war eine der leitenden Persönlichkeiten des Verlages H. Mercy in Prag, welcher die bekannte bürgerlich-liberale Zeitung *Prager Tagblatt* herausgab. Er veröffentlichte sein erstes Gedichtbuch *Meteor* im Jahre 1913. Seine Gedichtsammlung *Die Karawane* erschien 1918 bei Kurt Wolff in Leipzig, wo er auch seine Übersetzungen und meisterhaften Nachdichtungen der Gedichte von Otakar Březina und Petr Bezruč herausbrachte. Rudolf Fuchs starb während des zweiten Weltkrieges in der Emigration.
- 41 Über den Tod und die Gedichte Georg Trakls schreibt Albert Ehrenstein in seinem Buch *Menschen und Affen* (Ernst Rowohlt): »Wochenlang war Georg Trakl als Leutnant in einer Sanitätskolonne durch Galizien gezogen, ohne helfen zu können. Dann gingen sie freiwillig in Eilmärschen schlachtwärts nach Godek, wo ein Hilfsplatz ohne Ärzte und Verbandzeug war. Zwei Tage lagen dort Verwundete ohne Hilfe in Schmerzen. Einer, ein ›Selbstmörder‹, antwortete auf einen Blasenschuß mit einem Kopfschuß, daß das Hirn an die Wand sprang. Auf dem Hauptplatz von Godek baumelten sieben gehängte Ruthenen nebeneinander. Der letzte hatte sich selbst die Schlinge um den Hals gelegt. Rückzug von Godek, der so erschütternde Verwirrung war – nach fünf Tagen Godek wollte Trakl sich töten. Er schluchzte: ›Nein, ich kann nicht mehr leben, ich muß mich erschießen.‹ Kameraden versuchten, ihn zu beruhigen, nahmen ihm den Revolver ab. Aber ein tyrannischer Regimentsarzt, den stillen und schwermütigen Georg Trakl hassend, machte Meldung beim Etappenkommando – und Wochen nachher, nachdem Trakl bereits längst Herr seiner selbst geworden war und ruhig und unbehelligt Felddienst versehen hatte, erhielt er bei Tarnow Befehl, in die Festung Krakau zurückzugehen. Er glaubte, er käme zur Dienstleistung in die Spitalapotheke. Zu seinem Schrecken erwies es sich, daß er zur Beobachtung seines Geisteszustandes ins Krakauer Garnisonsspital abkommandiert war. Vom 10. Oktober an konnte Georg Trakl keine Nacht mehr schlafen: Godek! und verfolgungswahnsinnige Angst, am Tage als Verräter gehängt zu werden. Trakl schrieb an einen Freund: ›Meine Gesundheit ist wohl etwas angegriffen, und ich verfalle recht oft in eine unsägliche Schwermut . . . Telegraphieren Sie mir einige Worte.‹

Hätte die grenzenlose Melancholie des in eine Spitalzelle Gesperrten durch Entlassung, häusliche, freundliche Pflege geheilt werden können? Ein kleines Fieber, eine Angina veranlaßte die Ärzte, ihn zurückzuhalten, in einer düsteren Unterwelt, die auf Trakl nur den Eindruck machen konnte, er solle nächstens hingerichtet werden. Am 27. Oktober traf er letztwillige Verfügungen, schrieb: ›Ich fühle mich schon fast jenseits der Welt.‹ Dann entfloh er der Angina: der Enge dieser Erde.

Trakls Bursche, den Trakl stets voll Güte behandelt, mit dem er alle Mahlzeiten geteilt hatte, der Bergarbeiter Matthias Roth, schrieb: ›Mir nähmlich erbarmt halt mein Herr immer und das werde ich ihn mein Leben nimmer vergessen . . . Ich denke immer und immer an meinen Werthen lieben guten Herrn, daß er so elendig und auf Solche Weise zugrunde gehen mußte! Also den 3. Abends war er noch so gut, und Brüderlich sagte er noch um halb 7 Uhr, bringen Sie mir morgen um 7½ einen Schwarzen und ich soll Schlafen gehn. Und den 4. wars anders, mein lieber Herr brauchte keinen Schwarzen mehr, denn bei der Nacht hat ihn der liebe Gott zu sich gerufen.‹

Der Bursche brachte den ›Schwarzen‹ pünktlich, sah aber durchs Guckloch, wie sein Herr mit geschlossenen Augen tiefatmend auf dem Rücken im Bett lag, und wollte den sonst so Schlaflosen nicht wecken. Da sich Trakl lange nicht rührte, kam der Bursche mit einem Wärter wieder; sie riefen, rüttelten, besprengten ihn mit Wasser – Trakl lag wie gelähmt, ohne die Augen zu öffnen, nur die Brust hob und senkte sich im Krampf. Ärzte kamen und ließen den Burschen nicht mehr ins Zimmer; die polnischen Wärter stießen den Treuen immer wieder zurück. Hie und da konnte er einen Blick ins Zimmer werfen; spät

am Abend lag Trakl noch unbeweglich da, nur das Herz ging stürmisch auf und ab. Am 4. November früh war die Leiche mit einem Leintuch zugedeckt. In der Totenkapelle wiederholte der Bursche sein Verlangen, den Herrn noch einmal zu sehen, so ungestüm und drohend, daß man den Sarg öffnete. Er sah eine Schnittwunde an der Schläfe und eine am Hals [wohl von der Obduktion]. Sieben Särge wurden summarisch eingeseget, durch Zivilisten in den Militärfriedhof getragen, in Einzelgräber versenkt. Beim Begräbnis Georg Trakls war der Bergarbeiter Matthias Roth der einzige Anwesende.

Ob die Lähmung, Vergiftung Georg Trakls selbstgesetzter Tod war oder – behutsam einschläfernder Wahnsinn des Schicksals, Wohltat der höchsten Medikamentenverwaltung – ein absichtsdunkel zufälliges Zuviel an Schlafmitteln? Er neigte in Friedenszeiten zur Selbstbetäubung. Und Ärzte, Spital und Krieg: Godek spülte den Leidenden zu früh in den ganz tiefen Schlaf.«

- 42 Arthur Schopenhauer: *Über Schriftstellerei und Stil*. Insel-Bücherei Nr. 55.
- 43 A. Neverov: *Taschkent, die brotreiche Stadt*. Die deutsche Übersetzung erschien 1921 im Malik-Verlag, Berlin.
- 44 *Poale Zion* – Arbeiter Zions, dies war der Name der jüdischen Arbeiterpartei innerhalb der zionistischen Bewegung. Sie entstand in Polen und Rußland als Versuch einer Synthese zwischen Zionismus und Sozialdemokratie.
- 45 Es handelt sich um den von Artur Landsberger herausgegebenen Sammelband *Das Ghettobuch*. Die schönsten Geschichten aus dem Ghetto. Verlag Benjamin Harz, Berlin-Wien (1921).
- 46 Dr. Karel Kramář, geboren am 27. 12. 1860, wurde 1894 Abgeordneter der Jungtschechischen Partei. Nach der Auflösung Österreich-Ungarns im Jahre 1918 wurde er der erste Ministerpräsident der Tschechoslowakei. Dr. Karel Kramář war der anerkannte Führer der tschechischen Nationalisten, die in der ehemaligen nationaldemokratischen Partei vereinigt waren. Als solcher war er ein ausgesprochener Gegner von T. G. Masaryk und Dr. Edvard Beneš. Dr. Karel Kramář starb am 26. 5. 1937.
- 47 Der Romandichter Oskar Baum wurde am 21. 1. 1883 in Pilsen geboren. Früh erblindet, brachte er sich als Musiklehrer durch. Er schrieb die stark autobiographischen Werke *Uferdasein*, *Das Leben im Dunkel*. Weiter *Die Tür ins Unmögliche*. Sein Drama *Das Wunder* (Drei-Masken-Verlag) wurde 1920 in Prag uraufgeführt. Er starb 1940 in Prag.
- 48 Odradek ist der Name einer Erscheinung, von der Kafkas kleine Erzählung *Die Sorge des Hausvaters* in dem Buche *Ein Landarzt* handelt. – Siehe das schon früher erwähnte Buch von Léon Bloy *Le salut par les Juifs*.
- 49 Alfons Paquet *Der Geist der Russischen Revolution*. Kurt Wolff (1919).
- 50 Der ›Verband marxistischer Akademiker‹ in Prag war eine sozialdemokratische Vereinigung, welche nach der Spaltung der Partei sich den Kommunisten anschloß. – Der sogenannte ›Rosa-Saak‹ war ein mittelgroßer Vortragsraum im Sozialdemokratischen Volkshaus *Lidovy dum* in Prag II, Hybernergasse Nr. 7.
- Max Brod, der treue Freund und Verkünder Kafkas, wurde am 27. 5. 1884 in Prag geboren. Er entwickelte sich von erotisch betontem ›Indifferentismus‹ zu religiöser, zionistischer Haltung. Seine bekanntesten Werke sind: *Tycho Brakes Weg zu Gott* (1916), *Reubeni, ein Fürst der Juden* (1925), das Essay-Werk: *Heidentum, Christentum, Judentum* (1921), seine Kafka-Biographie (1935) und die Herausgabe des Werkes von Franz Kafka. Max Brod, der seinerzeit in Prag als unentwegter Vorkämpfer des Zionismus auftrat, kandidierte in den ersten Parlamentswahlen der Tschechoslowakei als Kandidat der zionistischen Partei. Im Frühjahr des Jahres 1939, kurz vor der Besetzung durch die Deutschen, emigrierte er nach Palästina. Er lebt in Tel Aviv. Hier schrieb er die Romane *Galilei in Gefangenschaft*, *Unambo*, *Der Meister*.
- 51 *Die Befreiung der Menschheit, Freiheitsideen in Vergangenheit und Gegenwart*. Unter Mitwirkung von Paul Adler, Adolf Behne, Eduard Bernstein, Leo Bloch, A. Conredy, Paul Darmstädter, Alfred Döblin, Max Hochdorf, Paul Kampffmeyer, E. Lederer, Friedrich Mücke, R. Müller, Paul Olberg, Albert Pohlmeier, A. E. Ströbel, Veit Valentin, herausgegeben von Ignaz Jeżower. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. (1921).
- 52 Kafka gefiel das Bild *Le café, le soir*. Toile 79 x 63, Arles, septembre 1888. Es befindet sich im Rijksmuseum Kröller-Müller in Otterlo.

- 53 Es handelt sich um die Jubiläumsnummer der illustrierten Wochenschrift *Wiener Bilder*.
- 54 Das Flugblatt *Očista* [Die Läuterung] wurde 1919-1920 von A. V. Frič gegen den damaligen Außenminister Dr. E. Beneš geschrieben und herausgegeben. A. V. Frič, der am 8. 9. 1882 in Prag geborene Weltreisende hatte internationalen Ruf als Kakteenkenner und -züchter. Er wollte nach der Errichtung der Tschechoslowakischen Republik Gesandter in Mexiko werden. Dr. Beneš nahm sein Anerbieten nicht an, und so kam es zu den obenerwähnten Pamphleten. – A. V. Frič starb im Jahre 1945 unversöhnt.
- 55 Franz Kafkas Denkschrift über die vorzunehmenden Änderungen in der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt des Königreiches Böhmen befindet sich noch im Archiv obengenannter Anstalt.
- 56 Franz Werfel: *Spiegelmensch*. Magische Trilogie. Kurt Wolff (1920). – Der von Kafka angekündigte Musikroman von Franz Werfel heißt *Verdi*. Er erschien im Jahre 1924.
- 57 Vítězslav Novák, geboren am 5. 12. 1870 in Kamenice, gehört zu den führenden Erscheinungen moderner Musik. Wie für Leos Janacek, so hat sich Max Brod auch für die Verbreitung der Musik von Vítězslav Novák sehr stark und erfolgreich eingesetzt.
- Naše řeč* [Unsere Sprache] war der Titel einer der Erforschung der tschechischen Sprache gewidmeten Zeitschrift, deren führender Redakteur Prof. Dr. Miroslav Haller (geboren 1901) war. – Kafka wurde im Hause Prag I., Nr. 27, in der Karpfengasse geboren. Die Bemerkung über Südslawien bezieht sich auf den Geburtsort des Verfassers dieser Aufzeichnungen.
- 58 Es handelte sich um die Anthologie *Menschheitsdämmerung*, Symphonie jüngster Dichtung. Herausgegeben von Kurt Pinthus. Ernst Rowohlt (1920).
- 59 Max Brods Gattin, Else Brod-Taussig (geboren am 21. 8. 1883 in Prag) war ein musisch empfindender Mensch. Sie übersetzte aus dem Tschechischen und Französischen. Ihre Arbeiten wurden in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht.
- 60 George Grosz: *Das Gesicht der herrschenden Klasse*. Malik-Verlag.
- 61 Vladimír Sychra, geboren am 28. 1. 1903 in Prag, ist einer der bedeutendsten tschechischen modernen Maler, die die Vereinigung *Manes* bilden. Er ist Professor der Akademie der bildenden Künste.
- 62 Josef Čapek wurde am 23. 3. 1887 in Hronov geboren. Er verfaßte gemeinsam mit seinem Bruder Karel Čapek eine Reihe erfolgreicher Bücher. Er war aber vor allem ein eigenwilliger Maler, der die Gruppe *Tvrdošijni* [Die Unentwegten] gründete. Während des Zweiten Weltkrieges kam er im Konzentrationslager ums Leben.
- 63 Giovanni Segantini, geboren am 15. 1. 1858 in Arco, gestorben am 28. 9. 1899 in Pontresina. Er ist einer der größten Maler der Alpen. Der erwähnte Band seiner *Schriften und Briefe* wurde von seiner Witwe herausgegeben.
- 64 Max Brods *Heidentum, Christentum, Judentum* erschien 1921.
- 65 Oscar Wilde: *Ziele*. Übersetzt von Paul Wertheimer. Inhalt: Der Kritiker als Künstler. Der Verfall des Lügens. Feder, Pinsel und Gift. Die Wahrheit der Masken.
- 66 Gemeint ist das in unmittelbarer Nähe des Wenzelsplatzes, also im Zentrum des modernen Prags gelegene Franziskanerkloster am Jungmann-Platz in Prag II.
- 67 Der Sohn des Wiener Dichters Pöttl war in Prag als Psychoanalytiker tätig.
- 68 *Prinz Kuckuck*. Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings. In einem Zeitroman von Julius Bierbaum. 3 Bde. bei Georg Müller (1907).
- 69 An der Stelle des alten, einstöckigen Hotels *Zum goldenen Fasan* in Prag II, Poříč 16, erhebt sich jetzt das große, moderne Gebäude der YMCA.

- 70 Der junge, 1905 geborene Maler Erich Hirt (Hirsch) verschwand im Jahre 1933 aus Prag. – Dr. Franz Kafka ist auf dem jüdischen Friedhof in Prag-Straschnitz in einem Grabe mit seinem Vater Hermann Kafka (1854–1931) und seiner Mutter Julie Kafka (1856–1934) bestattet.